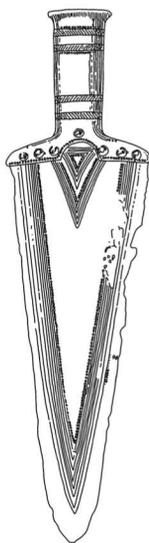
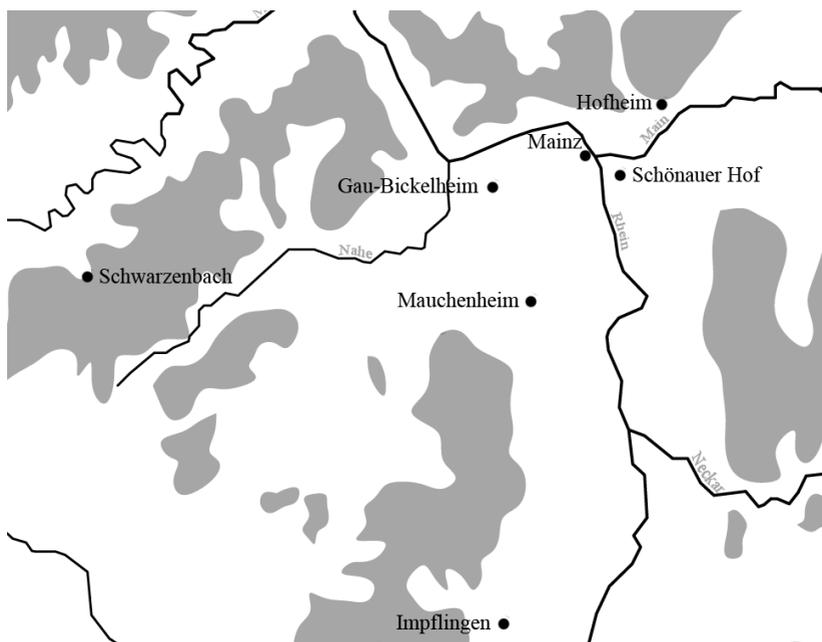


Berichte zur Archäologie in Rhein Hessen und Umgebung

Jahrg. 3
2010





Karte der Städte und Gemeinden, aus denen in diesem Band berichtet wird.

© 2011 Archäologie in Rheinhessen und Umgebung e.V. Mainz

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Druckerei des AStA der Uni Mainz

Umschlaggestaltung: Jan M. Richter

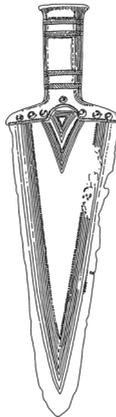
Layout und Bildbearbeitung: Daniel Burger, Timo Lang

Redaktion: Daniel Burger, Mathias Faul, Timo Lang, Jan M. Richter, Nadine Richter

ISSN: 1867-8351

Berichte zur Archäologie in Rhein Hessen und Umgebung

Jahrgang 3
2010



Herausgeber
Archäologie in Rhein Hessen und Umgebung e.V.
Postfach 1130, 55001 Mainz

vorstand@archaeologie-rhein Hessen.de

Umschlag: Bronzezeitlicher Dolch aus Gau-Bickelheim, Kr. Alzey-Worms, Umzeichnung: Patrick Jung.

Umschlag Innenseite: Institut für Vor- und Frühgeschichte Mainz.

Inhaltsverzeichnis

- Vorwort
- 8 *Bettina Hünerfauth*
Ungewöhnlich gut erhaltene Fundstücke im Müll unserer Vorfahren – Ein Fundplatz mit vielen Kulturen im südpfälzischen Impflingen
- 16 *Wiebke Hoppe*
Neue Forschungsergebnisse zur bandkeramischen Siedlung Hof Schönau, Kreis Groß-Gerau
- 25 *Monika Wagner*
Die michelsbergzeitliche Wallanlage auf dem Kapellenberg bei Hofheim/Taunus – Ein Rekonstruktionsversuch
- 35 *Mathias Faul/Judith Unger*
Der Wandel von Stein zu Bronze – Bewunderung hervorruhende Schätze aus der Vorgeschichte Rhein Hessens
- 44 *Daniel Burger*
Der gallo-römische Umgangstempel „Auf dem Spätzrech“ bei Schwarzenbach/Saarland – Neue Erkenntnisse zu einem Heiligtum in der *civitas Treverorum*
- 60 *Mathias Faul*
Beseelt von dem Wunsch, wieder auferstehen zu lassen – Versuch einer isometrischen Darstellung der Axialvilla Mauchenheim, Kr. Alzey-Worms, „Gürtling“

- 69 *Peter Haupt*
Warum wir noch immer nicht wissen, ob der Eichelstein auf der Mainzer Zitadelle ein Kenotaph für Drusus oder ein römisches Siegesdenkmal ist
- 77 *Patrick Jung*
„Ein Fass aufgemacht“ und doch „ein Fass ohne Boden“. Überlegungen zu den Inhalten von Fässern in römischer Zeit
- 88 *Gerd Rupprecht*
Numismatische Grundlagenarbeit abgeschlossen
- 93 *Heike Zechner*
Musikarchäologische Funde aus der Römerzeit – Ein Survey in Rheinhessen
- 110 *Judith Keßler*
„... und also vor die Gawpforten zu der Richtstatt geführt...“ – Neue Erkenntnisse zu Richtstätten in und um Mainz
- 120 *Lisa Rübeling*
„Schwarze Datenträger“ lesbar gemacht – Aspekte und Möglichkeiten der Holzkohleanalyse
- 128 Chronik des Vereins von Januar bis Dezember 2010
- 131 Autorenverzeichnis

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser!

2010 war für den Verein ein lebendiges Jahr. Einige bewährte Aktivitäten wie die Beteiligung am Römertag Rheinhessen wurden erfolgreich fortgesetzt. Allerdings gab es auch eine Reihe von Neuerungen, von denen an dieser Stelle nur die neue Vereinsadresse genannt werden soll. Die Chronik am Ende dieses Heftes berichtet hierüber.

Eines der mittlerweile etablierten Projekte ist die Vereinszeitschrift. Mit dieser Ausgabe ist nun bereits der dritte Band erschienen. Wie auch bei den Bänden zuvor wurde die redaktionelle Arbeit von Nachwuchswissenschaftlern in ihrer Freizeit geleistet. Dafür gilt der Redaktion der ausdrückliche Dank von Vorstand und Verein. Das Spektrum der Autoren und Themen ist reichhaltig und zeigt einmal mehr, wie abwechslungsreich und spannend die Beschäftigung mit der Archäologie Rheinhessens und seiner Nachbarregionen ist.

Auch die Zahl der Vereinsmitglieder konnte im vergangenen Jahr erhöht und damit eine breitere Basis geschaffen werden. Nichtsdestotrotz dürfen wir uns auf dem Erreichten nicht ausruhen. Die nächsten Jahre werden entscheiden, wie erfolgreich der Verein seine Ziele weiter verfolgen kann und wird.

Der Vorstand des ARU e.V.

Mainz, im Dezember 2010

Ungewöhnlich gut erhaltene Fundstücke im Müll unserer Vorfahren – Ein Fundplatz mit vielen Kulturen im südpfälzischen Impfflingen

Bettina Hünerfauth

Der in der Südpfalz gelegene Fundplatz Impfflingen, „Im Kirschwingert“, Kreis Südliche Weinstraße, wurde bereits in den 1950er Jahren in den Ortsakten der Direktion Landesarchäologie – Speyer vermerkt. Bei Bauarbeiten an einem Weg wurde eine Grube angeschnitten, die ein großes Keramikfragment mit einer Schnuröse, offenbar Teil eines neolithischen Vorratsgefäßes, enthielt¹. Somit war im Vorfeld der geplanten Erschließungsmaßnahmen für ein Wohngebiet in dieser Gewann klar, dass mit weiteren archäologischen Funden zu rechnen ist. Aus diesem Grund nahm im Frühjahr 2008 die Firma Posselt & Zickgraf Prospektionen GbR eine geomagnetische Prospektion vor, bei der im zukünftigen Baugebiet zahlreiche auffällige Anomalien festgestellt wurden. Zunächst wurde davon ausgegangen, dass es sich – aufgrund der in der Ortsakte vermerkten Datierung des leider verschollenen Keramikfragmentes – um bandkeramische Siedlungsgruben handeln würde, wobei die Pfostengruben der für diese früheste Ackerbauernkultur typischen Hausgrundrisse fehlten, was in der Pfalz aufgrund des jahrhundertelangen intensiven Ackerbaus jedoch häufig der Fall ist². Die Befunde konnten dann im weiteren Verlauf des Jahres durch die Landesarchäologie Speyer unter der örtlichen Grabungsleitung von Dr. A. Gramsch gezielt ergraben und dokumentiert werden.

Die untersuchte Fläche liegt am nordwestlichen Ortsrand von Impfflingen in rund 150 m Entfernung zum Quodbach auf einer kleinen Anhöhe bei etwa 165 m üNN. Das Gelände weist eine mäßige, kontinuierliche Hangneigung in Richtung Süden und somit auch in Richtung des Ortskerns von Impfflingen auf. Nach den geologischen Karten befindet sich der Fundplatz in einem lößbedeckten Gebiet der

südlichen Vorderpfalz. Insgesamt wurde eine Fläche von fast zwei Hektar in zwölf Schnitten auf ihre archäologischen Befunde hin untersucht³.

Die ursprüngliche Annahme, es mit bandkeramischen Siedlungsresten tun zu haben, erwies sich während der sechsmonatigen Ausgrabung als falsch; tatsächlich wurde ein mehrperiodischer Siedlungsplatz dokumentiert, der erstmalig im frühen Mittelneolithikum (ab ca. 4900 v. Chr.) besiedelt worden war. Dabei konnten zahlreiche Befunde und Funde freigelegt werden, die Siedlungstätigkeiten, insbesondere anhand von Vorrats- und Abfallgruben belegen. Zeitlich können die prähistorischen Überreste den folgenden vier Kulturen zugeordnet werden: Den neolithischen Horizonten der Großgartacher und der Michelsberger Kultur, der endbronzezeitlichen Urnenfelder- sowie der eisenzeitlichen Frühlatènekultur. Jegliche Hinweise auf Hausgrundrisse wie Pfostengruben oder Wandgräbchen fehlen jedoch vollständig, was für eine erhebliche Erosion des Geländes spricht⁴. Allerdings kann die große Menge so genannten „Hüttenlehms“ mit Flechtwandabdrücken, dass heißt, gebrannte und verziegelte Brocken des Wandverputzes vorgeschichtlicher Gebäude als eindeutiges Indiz für ehemals hier stehende Häuser angesehen werden. Man geht zurzeit davon aus, dass mindestens 1m bis zur prähistorischen Laufoberfläche aufgrund der Hanglage im Laufe der Jahrtausende erodiert ist und dadurch nicht nur die alten Oberflächen verschwunden sind, sondern es auch zu Umschichtungen des Fundmaterials gekommen ist. So erklärt sich das Phänomen, dass Fundmaterial zeitlich jüngerer Kulturen unter solchem einer älteren Kultur dokumentiert wurde (z.B. Großgartach unter Michelsberg). Dies erschwert deutlich die Interpretation bestimmter Gruben; auch die sichere kulturelle Zuweisung einzelner Funde ist deswegen in manchen Fällen nur im Zusammenhang der Fundumstände möglich.

Insgesamt wurden rund 200 vorgeschichtliche Befunde dokumentiert, die eine beachtliche Quantität an Funden, insbesondere Keramik, erbrachten, deren Qualität vielfach für Siedlungsmüll ebenfalls außergewöhnlich erscheint.

Die ersten Siedler von Impffingen gehören der Großgartacher Kultur

(ca. 4900–4700 v. Chr.) an. Charakteristisch für diese Kultur ist die sorgfältig mit Stich-, Stempel- und Ritzmustern verzierte Keramik; teilweise hat sich sogar die weiße Inkrustation in den Einstichen oder Ritzlinien erhalten. Daneben finden sich Knochen- und Steingeräte, aber auch Spinnwirtel aus Ton im Fundmaterial, die ebenfalls für neolithische Bauernkulturen charakteristisch sind.

Nach einer Besiedlungspause von mehreren hundert Jahren ließ sich eine Gruppe der Michelsberger Kultur (ca. 4300–3700 v. Chr.) auf dem Gelände „Im Kirschwingert“ nieder. Das zu dieser zweiten Siedlungsphase gehörende Fundmaterial wird im Rahmen einer Magisterarbeit an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz durch die Verfasserin ausgewertet. Das zu bearbeitende Fundmaterial setzt sich aus Keramik, Steinartefakten und Tierknochen sowie Knochengeräten zusammen, wobei zunächst vor allen Dingen die Keramik analysiert werden soll. Zahlreiche Leittypen der Michelsberger Kultur wie Tonscheiben, Schöpfkellen und Tulpenbecher wurden geborgen und ließen sich zum Teil wieder zusammensetzen. Dabei konnte eine genauere Datierung in die Stufen MK III bis MK IV nach Jens Lüning vorläufig festgelegt werden⁵.

Die Steinartefakte bestehen aus zahlreichen Bruchstücke von Handmühlen aus Rotsandstein und einigen wenigen Fragmenten von Silexgeräten oder -abschlägen. Die Herkunft des Rotsandsteins ist recht eindeutig in den Ausläufern des Pfälzer Waldes nachweisbar. Dort wird noch heute dieses Material abgebaut. Die Lokalisierung des Herkunftsgebiets der Silices erweist sich dagegen wesentlich schwieriger; bis jetzt konnte lediglich ein Klingengerät eindeutig dem Abbaugbiet am Lousberg bei Aachen zugewiesen werden⁶. Des Weiteren befinden sich einige Beile sowie Beilfragmente aus Felsgestein im Fundmaterial.

Die Knochenerhaltung auf dem Fundplatz von Impffingen ist ausgesprochen gut. Neben den Schlacht- und Speiseabfällen von vornehmlich Schweinen, aber auch Rindern und Schafen bzw. Ziegen haben sich auch einige Wirbel einer noch unbestimmten Fischart erhalten. Eindeutige Belege für prähistorisches Handwerk liefern die erhaltenen Knochenahnen und die zwei modifizierten Schulterblätter (*sca-*



Abb. 1. Profilsicht einer michelsbergzeitlichen Grube mit freigelegten Keramikscherben.

pulae) von Schweinen. Letztere wurden ursprünglich geschäftet, an der Breitseite geschliffen und sehr wahrscheinlich als Hacke bzw. Schaufel oder auch zum Entfernen von Fleischresten an Fellen verwendet. Sowohl archäologische als auch ethnographische Beobachtungen sprechen für diese Annahme⁷. Vergleichbare Funde aus der näheren Umgebung stammen aus der Grabung Herxheim „Gewerbegebiet West“⁸ und dem Michelsberger Erdwerk von Bruchsal-Aue. Darüber hinaus haben sich über 20 unbearbeitete Muschelfragmente erhalten, die zurzeit genauer analysiert werden.

Ein interessanter Zusammenhang lässt sich bei der Betrachtung der geographischen Lage von Impflingen und Bruchsal-Aue herstellen. Beide Fundplätze liegen in etwa auf der gleichen Höhe und die

Distanz zwischen den jeweiligen Fundplätzen zum Rhein beträgt jeweils ca. 18 km. Weitere michelsbergzeitliche Fundplätze in direkter Umgebung sind in Herxheim und auf dem Orensberg zu suchen. Bei letzterem handelt es sich um eine in karolingischer Zeit befestigte Anhöhe auf einem Sporn, welche von ehrenamtlichen Mitarbeitern der Landesarchäologie Speyer in mehreren Sondagen untersucht wurde. Dabei fanden sich zahlreiche vorgeschichtliche Scherben, darunter auch michelsbergerzeitliche Keramikreste; allerdings konnten klare Siedlungsstrukturen für die Michelsberger Zeit auf dem Orensberg bislang nicht dokumentiert werden, und es ist auch noch unklar, ob es sich hier um eine der typischen befestigten Höhengründungen der Michelsberger Kultur oder eine offene Siedlung handelt. Ein eventueller direkter Zusammenhang der Orensberg-Siedlung mit dem Siedlungsplatz in Impflingen soll im Rahmen der Magisterarbeit näher untersucht werden⁹.

Einige Jahrhunderte blieb die Fläche bei Impflingen nach der Michelsberger Kultur wiederum unbewohnt, bis eine Siedlungsgemeinschaft der bronzezeitlichen Urnenfelderkultur (ca. 1300–800 v. Chr.) den Siedlungsplatz aufsuchte. Neben der typischen, mit schmalen Ritzlinienmustern verzierten Feinkeramik, die durch ihre Politur fast metallischen Glanz annahm, fand man auch eine vollständig erhaltene Gewandnadel aus Bronze. Weiterhin hervorzuheben ist eine große kreisrunde Grube mit einem Durchmesser von fast 10 m und einer Tiefe von fast 3 m, die neben zahlreichen Keramikscherben einige Fragmente von mindestens vier so genannter „Mondidole“ bzw. „Feuerböcke“ und Gussformfragmente für Gewandnadeln enthielt. Eine Deutung dieses Befundes steht noch aus, da dieser wesentlich zu groß für eine Vorratsgrube war und jegliche Indizien für eine Funktion als Grabanlage fehlen. Als Hinweis auf Textilherstellung können mehrere Spinnwirtel angesehen werden, die als Gewichte an der Spindel zur Herstellung von Fäden aus Pflanzenfasern (Lein, Hanf) befestigt waren.

Die letzte vorgeschichtliche Besiedlungsphase ist der Frühlatènezeit (ca. 475–250 v. Chr.) zuzuordnen und somit der keltischen Kultur in der Südpfalz. Die Frühlatène-Kultur wird in Impflingen belegt

durch S-förmig geschwungene Keramikgefäße, die aufgrund ihrer Herstellung auf einer langsam laufenden Drehscheibe und der Anbringung einer glänzenden Politur auf der schwarz gebrannten Keramik an Metallgefäße erinnern. Es fanden sich auch zahlreiche Reste von grober Gebrauchskeramik, die immer noch mit der Hand gefertigt wurde. Hervorzuheben ist hier ein annähernd vollständiger Topf mit fast 0,60 m Höhe, der aufrecht in einer Grube stand. Schlackereste deuten auf die Verarbeitung von Eisen hin. Das Schmieden von Eisen spielte eine wichtige Rolle im Leben der Kelten und war ein wichtiges Handwerk in dieser Zeit. Neben Waffen wurden auch Werkzeuge und Pferdegeschirr sowie Trachtbestandteile wie Fibeln und Gürtelschnallen aus Eisen hergestellt. Da der Rohstoff Eisen kostbar war, wurde er immer wieder verwendet und so ist es nicht überraschend, dass man in den Abfallgruben von Impflingen keine Eisenobjekte gefunden hat.

Trotz der starken Erosion haben sich die umgekehrt trichterförmigen Gruben mit Einstieg- und Einfüllschacht der Urnenfelder- und Latènezeit bis zu einer Tiefe von 1,40 m erhalten. Dabei schwankt die Fundmenge erheblich von einigen wenigen Funden bis zu großen Fundmengen, bei denen die Keramik dominiert. Man kann davon ausgehen, dass alle Vorratsgruben sekundär als Abfallgruben benutzt wurden, da häufig eine geschichtete Einfüllung zu beobachten war.

Die jüngsten Funde im Fundmaterial stellen wenige Ziegelreste dar, die vermutlich aus der römischen Kaiserzeit stammen; außerdem wurde eine mittelalterliche Tonpfeife sichergestellt.

Einige ausgewählte Objekte können seit dem 05.06.2009 in der Ausstellung „Alles Müll oder was? Vorgeschichtliche Bauern und Handwerker in Impflingen“ im „Archäologischen Schaufenster“ der Direktion Landesarchäologie Speyer besichtigt werden.

Anmerkungen

- ¹ GRAMSCH 2008, 3.
- ² POSSELT 2008, 7ff.
- ³ GRAMSCH 2008, 3f.
- ⁴ Mdl. Mitteilung von A. Gramsch vom Feb. 2009.
- ⁵ LÜNING 1967.
- ⁶ LÖHR u. a. 1977, 153.
- ⁷ STEPPAN 2001, 87f; STEPPAN 2003, 71ff.
- ⁸ Mdl. Mitteilung von A. Zeeb-Lanz vom 15.10.2009.
- ⁹ Mdl. Mitteilung von F. Haack vom 25.11.2009.

Literatur

- BIEL, J. u.a. (Hrsg.), Die Michelsberger Kultur und ihre Randgebiete – Probleme der Entstehung, Chronologie und des Siedlungswesens. Kolloquium Hemmenhofen, 21.–23.02.1997. Materialh. Arch. Baden-Württemberg 43 (Stuttgart 1998).
- EICH-FRANKE, E., Die Funde der Michelsberger Kultur aus dem westlichen Oberrheingebiet. Der Wormsgau Beih. 22 (Worms 1967).
- GRAMSCH, A., Grabungsbericht zu den archäologischen Untersuchungen in Impflingen, Gewann „Im Kirschwingert“. E: 2008/0315, Fundstelle: 4 (Speyer 2008).
- HÖHN, B., Michelsberger Kultur in der Wetterau. Universitätsforsch. Prähist. Arch. 87 (Bonn 2002).
- LÜNING, J., Die Michelsberger Kultur. Ihre Funde in zeitlicher und räumlicher Gliederung. Ber. RGK 48, 1967, 1–350.
- MÖTHRATH, B., Wir graben im Müll unserer Vorfahren. Die Rheinpfalz 195, 21.08.2008.
- POSSELT, M., Geophysikalische Prospektion auf der bandkeramischen Fundstelle in der Flur „Im Kirchwingert“, Impflingen, VG Landau-Land, Kreis Südliche Weinstraße. Magnetometer-Prospektion am 18. Februar 2008. Abschlussbericht (Mühlthal-Traisa 2008).
- STEPPAN, K., Worked Shoulder Blades. Technotypological Analysis of Neolithic Bone Tools from Southwest Germany. In: A. M. Choyke/L. Bartosiewicz (Hrsg.), *Crafting Bone: Skeletal Technologies through Time and Space*. Proceedings of the 2nd meeting of the (ICAZ) Worked Bone Research Group Bu-

dapest. 31. August – 5. September 1999. BAR International Ser. 937 (Budapest 2001) 85–91.

STEPPAN, K., Taphonomie – Zoologie – Chronologie – Technologie – Ökonomie. Die Säugetierreste aus den jungsteinzeitlichen Grabenwerken in Bruchsal/Landkreis Karlsruhe. Materialh. Arch. Baden-Württemberg 66 (Stuttgart 2003).

Abbildungsnachweis

Abb. 1. A. GRAMSCH, Generaldirektion Kulturelles Erbe, Direktion Archäologie, Speyer.

Neue Forschungsergebnisse zur bandkeramischen Siedlung Hof Schönau, Kreis Groß-Gerau

Wiebke Hoppe

Der Fundplatz Hof Schönau liegt am Ufer eines Altlaufes des Mains im Kreis Groß-Gerau (Abb. 1) und lässt sich naturräumlich der Untermainebene zuordnen. Die Untermainebene ist eine beckenartige Eintiefung zwischen dem Odenwald, dem Taunus und dem Spessart, die ein Höhengniveau von 88–150 m ü. NN aufweist¹. Bereits seit den 1970er Jahren war der Fundplatz durch zahlreiche neolithische Lesefunde bekannt und wurde vor allem durch den ehrenamtlichen Sammler J. Hubbert aus Bauschenheim begangen. Diese Funde sind in den Fundberichten Hessen sowie im von K. Gebhard zusammengestellten Kreisinventar des Kreises Groß-Gerau unter den Fundstellen Rüsselsheim, Flur „An der Bauschheimer Gemarkung“ und Schönauer Hof publiziert².

Als für den Bau der A-380-Werft der Fraport AG im Jahre 2003 eine ökologische Ausgleichsfläche geschaffen werden musste, wurde das Gebiet der Fundstelle ausgewählt, um die bis dato von der Landwirtschaft genutzte Fläche aufzuforsten. Um den Verdacht einer archäologischen Fundstelle zu verifizieren, wurden insgesamt 50.000 m² durch die Firma Posselt & Zickgraf Prospektionen GbR in den Jahren 2003 und 2004 geophysikalisch untersucht. Auf dem Messbild der Geomagnetik zeichneten sich neben zahlreichen Befunden die für eine bandkeramische Siedlung charakteristischen Grundrisse von Langhäusern ab, so dass die Fläche auf 10.000 m² von März bis August 2004 durch das Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Außenstelle Darmstadt, unter der örtlichen Leitung von R. Klausmann gegraben wurde. Gestört wird die Fläche durch einen Wirtschaftsweg und eine Gastrasse, die in Nord-Südrichtung verläuft. Um diese musste ein Sicherheitsstreifen gelegt werden, der nicht untersucht werden konnte. Die 22 Grabungs-

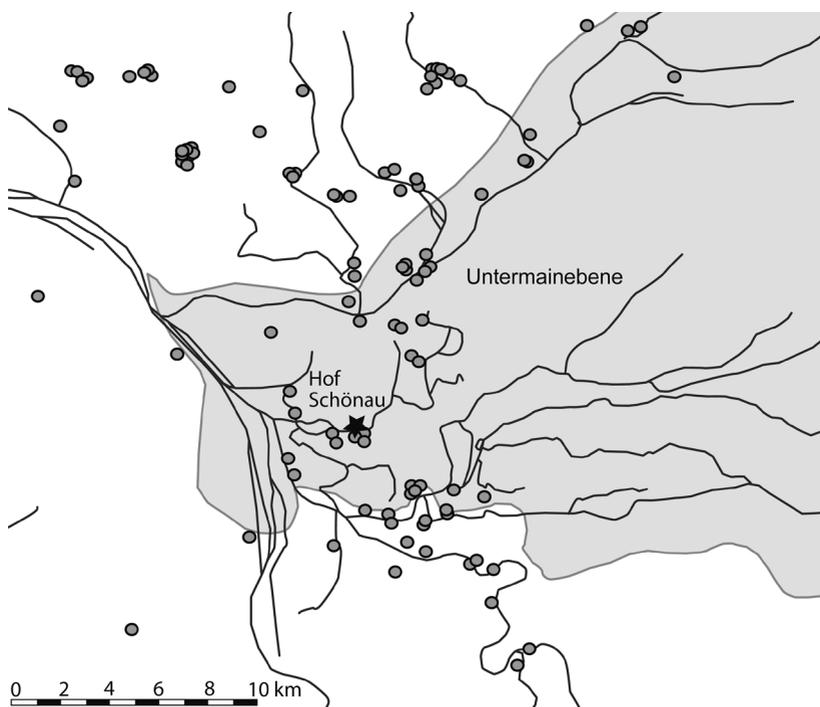


Abb. 1. Die Lage der Siedlung Hof Schönau (Stern) und der umliegenden bandkeramischen Siedlungen (Kreise). Grau hinterlegt ist die Untermainebene.

schnitte wurden so angelegt, dass die in der Geomagnetik sichtbaren Befunde möglichst gut erfasst werden konnten. Es wurden 17 bandkeramische Hausgrundrisse, ein Kreisgraben, vier Bestattungen und insgesamt über 600 Befunde erfasst (Abb. 2). Durch H. Göldner wurden bislang zwei Vorberichte zu den Ausgrabungen publiziert³. Im Rahmen der 2010 am Institut für Vor- und Frühgeschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz eingereichten Dissertation „Kontinuität oder Bruch? Der Übergang von der ältesten Bandkeramik zu Flomborn in Hessen am Beispiel der Siedlungen Ebsdorfergrund-Wittelsberg, Ldkr. Marburg-Biedenkopf, und Hof Schönau, Kr. Groß-Gerau“ der Verf. wurden sowohl die Funde als auch Befunde des letztgenann-

ten Fundplatzes ausgewertet. Einige der Forschungsergebnisse sollen in diesem Artikel vorgestellt werden.

Die 17 bandkeramischen Hausgrundrisse prägen das Bild der Siedlung Hof Schönau. Generell war die Befunderhaltung des Fundplatzes schlecht, so dass die ursprünglich mehr als einen Meter tief eingegrabenen Pfosten der Häuser zum Teil nur noch wenige Dezimeter tief erhalten waren. In Bereichen, wo auf Parabraunerde Sand folgte, zeichneten sich die Befunde zudem schlecht vom umgebenden Boden ab. Auch wenn die meisten Grundrisse nicht vollständig erhalten waren oder nur zu Teilen gegraben werden konnten, lassen sich doch Aussagen zu den Häusern wie Länge, Breite, Ausrichtung und Bauweise treffen. Bei allen Gebäuden handelt es sich um Großbauten, die einen Nordwest-, einen Mittel- und einen Südostteil aufweisen. Charakteristisch sind hausbegleitende Längsgruben, von denen vermutet wird, dass sie der Lehmentnahme während des Baus des Hauses dienten und dann im Laufe der Nutzungsdauer des Hauses wieder verfüllt wurden. Bandkeramische Häuser bestanden aus drei parallelen Pfostenreihen, die das Dach trugen. Die Außenwände im Mittel- und Südostteil waren aus lehmverputztem Flechtwerk aufgebaut, der Nordwestteil mit Spaltbohlen verkleidet. Die Hauslängen reichen in Hof Schönau von 29–48 m, die Hausbreiten von 6–7 m. Für den Südostteil wird vermutet, dass hier eine zusätzliche Ebene als Speicher genutzt wurde. Insgesamt ergibt sich für das größte Haus dieser Siedlung eine Wohnfläche von 350 m². Dabei gilt zu berücksichtigen, dass die Haustiere der Bandkeramiker (Rind, Schwein, Schaf, Ziege) auch im Winter nicht im Haus gehalten wurden. Die für die Bandkeramik charakteristische Hausorientierung in Nordwest-Südost-Richtung zeigt sich auch in Hof Schönau. Die Grundrisse weichen zwischen 51° und 69,5° von Norden nach Westen ab, wobei die Mehrzahl der Häuser zwischen 56° und 62,5° liegt.

In unmittelbarer Nähe der bandkeramischen Hausgrundrisse konnten drei bandkeramische Siedlungsbestattungen ausgegraben werden. Ein

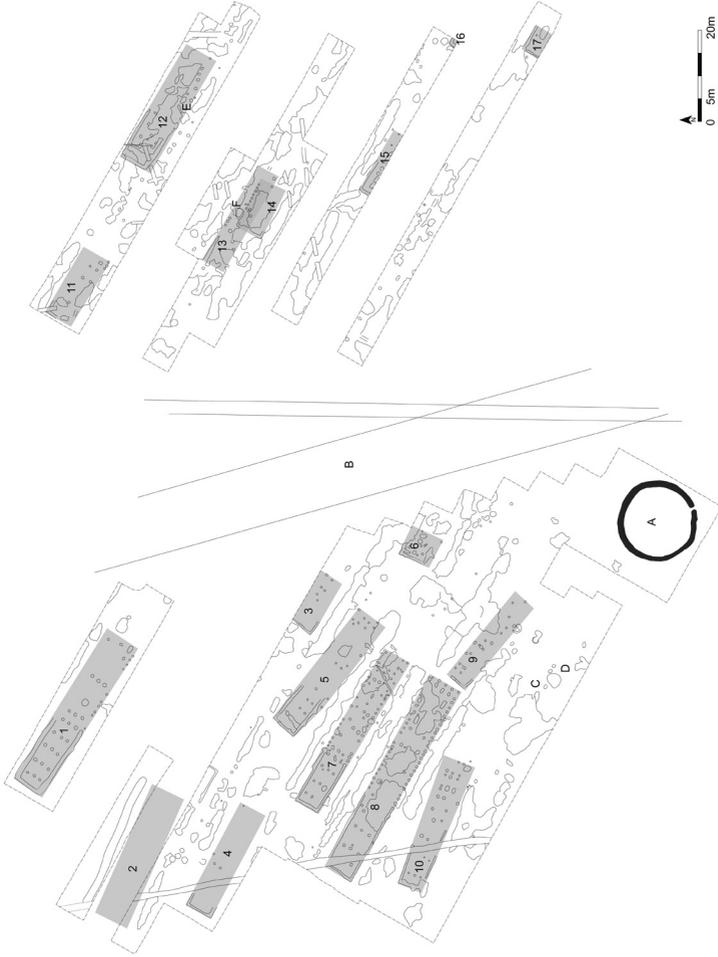


Abb. 2. Übersichtsplan der Siedlung Hof Schönau. Grau hinterlegt sind die 17 bandkeramischen Hausgrundrisse. A: Kreisgraben, B: Sicherheitsstreifen der Gastrasse, C-E: Bandkeramische Gräber, F: Schnurkeramisches Grab.

unmittelbarer Bezug zu einem der Häuser bestand jedoch nicht. Die Skeletterhaltung ist sehr schlecht, so dass jeweils nur wenige Knochen dokumentiert werden konnten. Eine anthropologische Untersuchung hat bislang nicht stattgefunden, so dass für die folgenden Aussagen auf Befundbeschreibungen und -zeichnungen sowie auf die Fotodokumentation zurückgegriffen wurde.

Grab 1 zeichnete sich als eine 2 m lange Grube mit einer Breite von 1 m ab. Das Skelett war als linksseitiger Hocker mit Nordwest-Südost-Ausrichtung ohne Beigaben beigesetzt. Das zweite Skelett wurde in einer Siedlungsgrube bestattet, die einen Durchmesser von 3,1 m und eine Tiefe von nur noch 0,3 m aufwies. Bei dem linksseitigen Hocker könnte es sich aufgrund der den Dias und Zeichnungen zu entnehmenden Maßen um ein Kind handeln. Das Grab enthielt einen Kumpf als Beigabe (Abb. 3), der dicht hinter dem Oberkörper mit der Öffnung schräg nach Norden lag. Er hat einen Raddurchmesser von 11,5 cm und weist charakteristische bandkeramische Verzierungselemente auf, wie beispiels-



Abb. 3. Kumpf aus Grab 2 der Siedlung Hof Schönau.

weise ein zweiliniges Band mit einzelnen und doppelten Einstichen sowie einen Schwalbenschwanzzwinkel. Der Rand war unverziert. Beim dritten Grab handelt es sich um eine Doppelbestattung, wobei ein Hocker linksseitig und einer rechtsseitig niedergelegt wurde. Beigaben waren nicht im Grab enthalten. Doppelbestattungen sind in der Bandkeramik sehr selten. So konnte Veit unter 176 Bestattungen auf einem Gebiet, das Österreich, Tschechien, die Slowakei, Polen, Deutschland, die Niederlande, Belgien und Frankreich umfasste, nur sechs Doppelbestattungen nachweisen⁴. Neben den drei bandkeramischen Bestattungen wurde auch ein schnurkeramisches Grab⁵ ausgegraben. Das

Skelett war West-Ost ausgerichtet, wobei der Kopf mit Blickrichtung nach Süden im Westen lag. Das Grab enthielt mehrere Beigaben wie eine strichbündelverzierte Amphore, eine Amphore mit Schnurdekor, ein Beil aus Amphibolith und zwei Feuersteinklingen⁶.

Bei der archäologischen Auswertung einer Siedlung stellt sich auch immer die Frage, wann die Siedlung gegründet wurde, wie viele und welche Gebäude zeitgleich zueinander bestanden und wie lange die Siedlung bewohnt war. Hierfür können verschiedene Hinweise genutzt werden. Zum einen gibt am Fundplatz gefundene Keramik einen generellen Hinweis auf die Datierung. Kann man die Funde einzelnen Hausgrundrissen zuordnen, dann zeigen diese die zeitliche Einordnung des Gebäudes an, sofern man annimmt, dass sie während der Nutzungsphase des Hauses in die entsprechenden Gruben gelangten. Zum anderen können die Hausgrundrisse herangezogen werden, um das Siedlungsgeschehen zu rekonstruieren. Zwischen zeitgleich bestehenden Gebäuden muss ein gewisser Mindestabstand gelegen haben und auch sich überschneidende Grundrisse schließen ein gleichzeitiges Bestehen aus. Die so rekonstruierten Bauphasen beinhalten ungefähr zeitgleiche Hausgrundrisse, wobei nicht auszuschließen ist, dass die Gebäude auch nacheinander errichtet worden sein könnten. Für Hof Schönau können mindestens vier Bauphasen angenommen werden. Die Besiedlung beginnt in der Phase Flomborn⁷ (ca. 5400 v. Chr.) mit vier Hausgrundrissen. Auch die zweite Bauphase mit ebenfalls vier Gebäuden ist flombornzeitlich. Die vier Grundrisse der dritten Bauphase datieren dann bereits in die mittlere Bandkeramik und es kommt zu einer Siedlungsverschiebung in nördlicher Richtung. In der letzten Bauphase bestanden dann nur noch drei Häuser, die in die jüngere Bandkeramik einzuordnen sind. Mit diesen endet ca. 5000 v. Chr. die bandkeramische Besiedlung des Fundplatzes.

Die bandkeramische Siedlung Hof Schönau ist nicht die Einzige im Mündungsgebiet des Altmains. Sie liegt innerhalb einer größeren Siedlungsgruppe, die sich an einem Altlauf orientiert und aus sechs

dicht beieinander liegenden Fundstellen besteht, von denen eine bandkeramisch, vier flombornzeitlich und eine in die mittlere Bandkeramik datieren. Durchaus denkbar ist, dass ursprünglich noch mehr bandkeramische Siedlungen existierten, deren Auffindung vor allem durch die dichte Bebauung der Städte Ginsheim-Gustavsburg, Bischofsheim und Rüsselsheim erschwert wird. Es ist davon auszugehen, dass die Siedlungen untereinander in Kontakt standen, sei es um die Rohmaterialversorgung sicherzustellen oder auch um soziale Beziehungen zu pflegen. Der Zeitpunkt der Besiedlung der Untermainebene ist momentan noch schwer zu fassen. Die älteste Bandkeramik (ca. 5.600 v. Chr.) ist bislang lediglich durch die Fundstelle Rüsselsheim-Bauschenheim mit nur einer Wandscherbe belegt⁸, so dass eine Besiedlung in diesem Zeitraum nicht sicher anzunehmen ist. In der Phase Flomborn nimmt dann die Zahl der Siedlungen sprunghaft zu. So können 19 bandkeramische Siedlungen der Untermainebene als flombornzeitlich datiert werden. Eine der ersten Siedlungen ist sicher Hof Schönau gewesen. Durchaus denkbar wäre, dass es sich um eine der Pioniersiedlungen in diesem Gebiet handelt. Die Phase Flomborn ist durch eine Zunahme der Siedlungsdichte, Innovationen in der Keramik und im Hausbau sowie durch eine Expansion in bislang nicht besiedelte Gebiete gekennzeichnet. So erfolgte eine flächige Ausbreitung in das Rheinland, die Niederlande, das Elsass und auch in die Untermainebene.

Bereits in der Geomagnetik hatte sich im Süden ein Kreisgraben abgezeichnet, der während der Grabung komplett erfasst wurde. Der Kreisgraben hat eine annähernd runde Form mit einem Außendurchmesser von 18 m und einer maximalen Breite von 1,5 m. Im Südosten ist eine 0,5 m breite Unterbrechung zu erkennen. Eine Bestattung, wie sie im Kontext eines solchen Befundes erwartet werden könnte, wurde nicht beobachtet⁹. Die Datierung des Kreisgrabens ist schwierig, da die Grabenverfüllung nur wenige bandkeramische Scherben enthielt. Hierbei kann es sich aber durchaus um einen Eintrag aus der Siedlung handeln. Kreisgräben sind kein typischer bandkeramischer Befundtyp. Auch eine mittel- oder endneolithische Datierung ist auf Grund

des Grabendurchmessers eher unwahrscheinlich, da diese nur Durchmesser bis zu 9 m aufweisen¹⁰. Am ehesten kommt eine eisenzeitliche Nutzung in Frage, zudem auf dem Grabungsareal auch sieben eisenzeitliche Gruben nachgewiesen wurden. Das Fehlen einer Bestattung im Inneren des Kreisgrabens könnte durch eine ehemals ebenerdige Bestattung zu erklären sein, die aufgrund der starken Erosion im Bereich der Fundstelle nicht mehr erhalten ist.

Der Fundplatz Hof Schönau zeichnet sich somit vor allem dadurch aus, dass er eine der frühesten bandkeramischen Siedlungen der Untermainebene ist, die zu großen Teilen ausgegraben werden konnte. Sie liefert wichtige Informationen zur Analyse der bandkeramischen Besiedlung Hessens. Neben einer Nutzung von der älteren bis jüngeren Bandkeramik wurde das Gelände aber auch in der Schnurkeramik und der Eisenzeit aufgesucht und beispielsweise der Kreisgraben errichtet.

Anmerkungen

¹ GEBHARD 2007, 79.

² Fundber. Hessen 11, 142; Fundber. Hessen 21, 92–93; Gebhard 2007.

³ GÖLDNER 2005, 36–39; Göldner 2008, 97–102.

⁴ VEIT 1996, 183.

⁵ Die Schnurkeramische Kultur datiert ca. 2800/2700–2300 v. Chr.

⁶ GÖLDNER 2005, 38–39.

⁷ Die Bandkeramik lässt sich in Hessen in fünf Stufen (älteste, ältere, mittlere, jüngere, jüngste Bandkeramik) untergliedern. Die ältere Bandkeramik wird auch als Phase Flomborn nach dem bandkeramischen Gräberfeld Flomborn, Landkreis Alzey-Worms bezeichnet.

⁸ GEBHARD 2007, 234.

⁹ GÖLDNER 2005, 36–37.

¹⁰ JOCKENHÖVEL 1999, 350.

Literatur

Fundber. Hessen 11, 1971, 142.

Fundber. Hessen 21, 1981 (1992) 92–93.

GEBHARD, K., Die vorgeschichtliche Besiedlung des Kreises Groß-Gerau. Mat. Vor- u. Frühgesch. Hessen 25 (Wiesbaden 2007).

GÖLDNER, H., Bevor die Bäume wachsen... – Bandkeramische Siedlung bei Hof Schönau in der Gemarkung Rüsselsheim. HessenArch. 2004 (2005) 36–39.

GÖLDNER, H., Bäume statt Bauernhäuser. Grabungen in einer LBK-Siedlung bei Rüsselsheim, Kr. Groß-Gerau. Ein Vorbericht. In: F. Falkenstein/S. Schade-Lindig/A. Zeeb-Lanz (Hrsg.), Kumpf, Kalotte, Pfeilschaftglätter: Zwei Leben für die Archäologie. Gedenkschrift für Annemarie Häusser und Helmut Spatz. Internat. Arch. Stud. honoraria 27 (Rahden/Westf. 2008) 97–102.

HOPPE, W., Kontinuität oder Bruch? Der Übergang von der ältesten Bandkeramik zu Flomborn in Hessen am Beispiel der Siedlungen Ebsdorfergrund-Wittelsberg, Ldkr. Marburg-Biedenkopf, und Hof Schönau, Kr. Groß-Gerau (Mainz: unpubl. Dissertation 2010).

JÖCKENHÖVEL, A., Frühe Kreisgräben in der Zone nordwärts der Alpen. In: F.-R. Herrmann (Hrsg.), Festschr. für Günter Smolla. Mat. Vor- u. Frühgesch. Hessen 8 (Wiesbaden 1999) 329–352.

VEIT, U., Studien zum Problem der Siedlungsbestattung im europäischen Neolithikum. Tübinger Schr. Ur- u. Frühgesch. Arch. 1 (Münster, New York 1996).

Abbildungsnachweis

Abb. 1–3. W. HOPPE.

Die michelsbergzeitliche Wallanlage auf dem Kapellenberg bei Hofheim/Taunus – Ein Rekonstruktionsversuch

Monika Wagner

In den Jahren 2008 und 2009 fand auf dem am südlichen Ende des Taunus gelegenen Kapellenberg bei Hofheim jeweils eine Lehrgrabung der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Zusammenarbeit und mit Unterstützung der Stadt Hofheim, des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz sowie des Landesamts für Denkmalpflege Hessen statt¹. Bei den Ausgrabungen standen die chronologische Einordnung sowie der Aufbau der Wallanlage im Mittelpunkt. Das heute noch teilweise sichtbare Geländedenkmal weckte bereits Ende des 19. Jhs. das Interesse der Forscher². Der ca. 3,1 km lange Wall umschließt das gesamte 46 ha umfassende südliche Areal des Höhenzugs. Steil abfallende Hänge im Süden, Osten und Westen dienten als natürliche Verstärkung bzw. Hindernis. Gen Norden wendet sich die Befestigung einer offenen und ebenen Fläche zu. Hier wurde wahrscheinlich aus topographischen Gründen zur Verstärkung des Hauptwalls ein Vorwall errichtet.

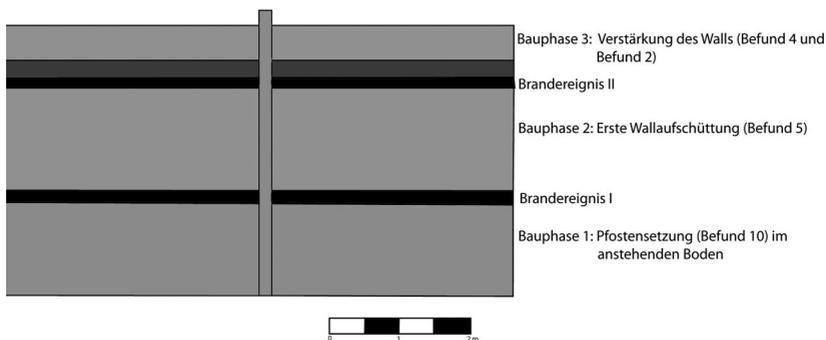


Abb.1. Schematischer Aufbau des Hauptwalls auf dem Kapellenberg.

Der Hauptwall besteht aus drei Bauphasen³ (Abb.1), wobei die Errichtung einer Holzpalisade die erste nachgewiesene Phase bildet, in welcher die Pfostengrube in den anstehenden Boden eingetieft wurde. Eine Brandschicht deutet auf die Zerstörung der erbauten Palisade hin. Daraufhin wurde eine erste wallartige Aufschüttung errichtet, auf welche ebenfalls ein Brandereignis folgte. Die Aufschüttung floss während dieser zweiten Phase in die nördliche Senke und wurde in einer dritten Bauphase durch weitere Aufschüttungen verstärkt.

Erbaut wurde die gesamte Anlage am Übergang von der frühen zur mittleren Michelsberger Kultur (MK II–III)⁴, in einem Zeitraum zwischen 4200 und 3700 v. Chr.⁵.

Der Vorwall besteht aus nur einer Bauphase und wurde wahrscheinlich auch nur während einer Phase des Hauptwalls genutzt.

Er setzt sich aus folgenden Komponenten zusammen: mit einem Stemmsystem wurden Pfosten in den anstehenden, sehr harten Boden eingetieft. Mit diesem System – welches auch in der Pfostensetzung des Hauptwalls zu vermuten ist – wird eine Hebelwirkung erreicht, mit welcher der Pfosten leichter in den anstehenden Boden getrieben werden konnte. Nach dem Einsetzen der Pfosten wurden die Pfostengruben mit einer Steinsetzung in der Pfostengrube verstärkt. Anschließend wurde eine Wallaufschüttung vorgenommen, zum einen um den Vorwall zu erhöhen, zum anderen um die eingesetzten Pfosten zu stabilisieren. Ein Graben zwischen dem Vor- und Hauptwall im Sinne einer Vertiefung per Hand in den anstehenden Boden konnte nicht nachgewiesen werden.

Der vorliegende Rekonstruktionsversuch basiert auf ethnologischen Vergleichen mit dem indigenen Volk der Maori Neuseelands. Dieses liefert sowohl moderne Nachweise verschiedener Formen von Wallanlagen und Erdwerken als auch solche, die in der Zeit vor der europäischen Entdeckung und Besiedlung Neuseelands ab Mitte des 17. Jhs. errichtet wurden. Das zur Verfügung stehende Baumaterial, die benutzten Werkzeuge sowie die Lage der befestigten Siedlungen lassen sich auf neolithische Verhältnisse übertragen und schaffen so eine besonders gute Vergleichsbasis.

Befestigte Siedlungen der Maori – die Pa Maori – befinden sich häufig an Orten, wo natürliche Umstände die fortifikatorische Wirkung begünstigen. So wurden Anlagen besonders auf Anhöhen, Spornen, Landzungen, Inseln in Seen und auch Mooren erbaut, um sich die damit verbundenen jeweiligen Vorteile in der Verteidigung zu Nutze zu machen⁶. Besondere Beliebtheit genossen Siedlungen auf Hügeln und Anhöhen⁷. Durch ihre exponierte Lage waren sie besonders leicht vor eindringenden Feinden zu verteidigen. Auf den ausgewählten Anhöhen wurden Wohnterrassen angelegt⁸. Die Siedlung wurde zusätzlich zu den abfallenden Hängen mit einer Befestigungsanlage versehen, die meist aus einer aufeinander abgestimmten Kombination von Erdwällen, Gräben und Palisaden bestand⁹.

Der Vorteil einer Höhengründung wurde auch auf dem Kapellenberg genutzt: der 2,5 km lange Höhenzug erstreckt sich als 292 m hohe Erhebung Richtung Taunus. Das heute dicht bewaldete Areal bot durch seine günstige Lage die Möglichkeit, das Rhein-Main-Gebiet weitläufig zu überblicken. Begünstigt wurde das Anlegen einer befestigten Höhengründung durch die nach Osten, Westen und Süden steil abfallenden Hänge¹⁰, die wahrscheinlich als vorläufige natürliche Befestigung vor der Erbauung des Walls dienten. Nach Norden hin zieht sich der Höhenzug als nur leicht geneigte Ebene fort. Hier war eine zusätzliche Befestigung notwendig, wollte man das 46 ha umfassende Areal von allen Seiten verteidigen.

Zum typischen Befestigungssystem eines Pa Maori gehörten außerdem Wallanlagen, wobei ein Wall ohne zusätzliches Grabensystem die Ausnahme darstellt¹¹. Üblich war das Ausheben eines Grabens, der anschließend an der Innenseite mit einer massiven Palisade verstärkt wurde, um die Steillage des Grabens zusätzlich zu erhöhen¹². Eine interessante Vergleichsmöglichkeit bietet sich hier zum Vorwall des Kapellenbergs. Ist kein steil abfallender natürlicher Hang vorhanden wie auf der Nordseite der michelsbergerzeitlichen Siedlung, wird ein zusätzlicher Erdwall aufgeschüttet, um die Abwehr künstlich zu erhöhen. Auch hier wird eine Palisade hinzugefügt. Aus der Kombination von Erdwall und Palisade entsteht ein Hindernis, das von außen äu-

berst schwer zu überwinden ist.

Bei den Pa Maori wurden die Verteidigungsanlagen auf flachem Gelände außerdem so konstruiert, dass verschiedene Wälle von unterschiedlicher Höhe entstanden¹³, wobei diese nach außen pro Wall abnahmen. Der innere und somit höchste Erdwall besaß eine abgeflachte Oberfläche, um angreifende Feinde aus erhöhter Position mit Speeren und Steinen abwehren zu können. Die niedrigeren Erdwälle stellten Hindernisse dar, um den Angriff zu verlangsamen. Eine weiterentwickelte Alternative zur Fläche auf einem Erdwall ist die der hölzernen Plattformen¹⁴, die ebenfalls dem Zwecke dienten, Feinde von oben zu attackieren. Diese Form der Verteidigung ermöglicht eine große Reichweite sowie die Option, den Wall zusätzlich mit einer Palisade zu verstärken.

Eine den Wall verstärkende Holzpalisade ist eine weitere wichtige Komponente im Verteidigungssystem der Maori¹⁵. Wurde keine Notwendigkeit für das Errichten eines Erdwerkes gesehen, konnte durchaus auch nur die Palisade zur Verteidigung dienen¹⁶, zum Beispiel bei einzeln stehenden Felsen mit stark abfallenden Steilhängen. So entstanden verschiedene Kombinationsmöglichkeiten von Erdwall, Palisade und Grube, die den jeweiligen topographischen Verhältnissen und der zu verteidigenden Fläche angepasst waren.

Die Palisade selbst konnte sowohl geschlossen als auch durchlässig sein, wobei die Gesamtkonstruktion berücksichtigt wurde: bei nur einer Palisade war diese meist durchlässig, um die Angreifer durch die Lücken hindurch mit Speeren abzuwehren¹⁷. Bei Modellen mit Plattform und Erdwall ist diese Option nicht mehr notwendig, da die Abwehr von oben ausgeführt werden kann. Auch die Aufstellungsart der Palisade konnte variieren¹⁸. Die Verteidigung kann sowohl senkrecht als auch schräg nach außen Richtung Angreifer im Boden verankert werden. Letzteres diente als zusätzliche Abwehr, wenn die Enden der Holzlatten oder Stämme zugespitzt wurden. Auch eine Kombination aus senkrechter und schräger Abwehr war möglich¹⁹.

Der Aufbau der nördlichen Wallanlage auf dem Kapellenberg könnte dementsprechend wie folgt ausgesehen haben: In Bauphase 1 des

Hauptwalls wurde eine Holzpalisade errichtet, die in die anstehenden Schichten eingetieft wurde. In dieser ersten Phase wurde noch kein Erdwall aufgeschüttet. Die Verteidigung nach außen erfolgte mit nur einer schützenden Barriere, dementsprechend ist es denkbar, dass eine durchlässige Palisade – wie im Verteidigungssystem der Maori beobachtet – erbaut wurde, um eine Abwehr mit Speeren oder auch Pfeil und Bogen zu ermöglichen. Die Bergung von Pfeilspitzen auf dem Kapellenberg bestätigt deren Gebrauch. Die Nutzung von Verteidigungsplattformen wie bei den Maori Neuseelands ist grundsätzlich denkbar, die vorliegenden Ergebnisse bieten jedoch keinerlei Hinweis auf eine solche Konstruktion, weswegen diese Möglichkeit in der Rekonstruktion nicht mit einbezogen werden soll.

Der circa 0,38 m nachgewiesene breite Pfosten²⁰ ist 1,30 m in den Boden eingetieft²¹, was die Rekonstruktion einer Höhe von mindestens 3,5–4 m erlaubt²². Bedenkt man nun, dass der Kapellenberg zum Zeitpunkt seiner michelsbergzeitlichen Besiedlung unbewaldet war, erscheinen in einigen Abstand gesetzte Pfosten denkbar, da das Material erst herbeigeschafft und sicherlich sparsam verwendet werden musste. Wahrscheinlicher ist es, dass die Zwischenräume mit Ästen verschlossen wurden. Dies böte zum einen den Vorteil der Materialersparnis, zum anderen könnte somit eine nicht ganz geschlossene Front erzielt werden, um die Gegner wie oben beschrieben mit Speeren oder Pfeilen abwehren zu können. Denkbar wäre die Auffüllung der Zwischenräume mit Reisig oder Schlehen; letztere haben den besonderen Vorteil, da sie mit Dornen versehen sind und somit zusätzlichen Schutz bieten. Der Abstand der Pfosten ist mit den vorhandenen Daten nicht zu errechnen, da lediglich zwei Pfostenlöcher im Hauptwall ergraben wurden. Allerdings ist eine unregelmäßige Pfostensetzung in Betracht zu ziehen, da wahrscheinlich diejenigen Stellen bevorzugt wurden, an denen der sehr harte gewachsene Boden leichter zu durchdringen war.

Der Vorwall wurde sehr wahrscheinlich während jener Phase des Hauptwalls erbaut und genutzt, in welcher ein Erdwall vorhanden war, also während Phase 2 und/oder 3. Diese Vermutung begründet sich auf

der Überlegung, dass ein Vorwall häufig die Erweiterung eines bereits existierenden Hauptwalls darstellt, zum Zwecke, diesen zusätzlich zu verstärken. Des Weiteren ist ein Vorwall vor allem dann sinnvoll, wenn ein dahinter liegender Hauptwall höher gebaut ist, um eine Verteidigung von erhöhter Position aus zu ermöglichen.

Berücksichtigt man die Aufschüttung des Vorwalls, so ergibt sich eine Höhe von circa 1 m im rezenten Zustand²³.

Die verschiedenen Möglichkeiten einer Palisade sind mit denen des Hauptwalls vergleichbar. Allerdings muss hier der Zweck des Vorwalls berücksichtigt werden. Anders als die Palisade in Phase 1 des Hauptwalls diente der Vorwall nicht dazu, Angreifer direkt dahinter stehend abzuwehren. Vielmehr sollte er den Angriff verlangsamen, um die Verteidigung vom darüber gelegenen Hauptwall aus zu ermöglichen. Eine durchlässige Palisade für die Verteidigung mit Speeren, wie in Phase 1 des Hauptwalls beschrieben, war im Vorwall dementsprechend wohl nicht nötig. Wahrscheinlicher ist es, dass der Vorwall eine Palisadenfront darstellte, die zwischen den einzelnen Pfostensetzungen zwar ebenfalls mit Astmaterial ausgekleidet war, jedoch dichter als in Phase 1 des Hauptwalls.

Eine weitere Möglichkeit für die Pfostensetzung des Vorwalls ist die der Palisade mit dazwischen liegenden Lücken, welche mit Querhölzern verkleidet und mit Erde verstärkt wurden. Dies hätte den Vorteil, dass die Angreifer nicht gleichzeitig auf den Hauptwall eindringen konnten, sondern „portioniert“ und verlangsamt wurden. Die Angreifer hätten so ein leichteres Ziel für die Verteidiger vom Hauptwall aus geboten, wenn diese beispielsweise mit Speeren oder Pfeilen schossen. Ein weiterer Vorteil besteht in der verringerten Brandgefahr: bei einer geschlossenen Palisadenfront besteht die Möglichkeit, dass das an einer Stelle entzündete Feuer schnell auf die ganze Palisade übergreift. Durch einzeln stehende Palisadenteile kann ein Niederbrennen der gesamten Anlage verhindert werden.

Anders als beim Hauptwall wurden die Pfostensetzung und die Wall-schüttung wohl gleichzeitig vorgenommen, weswegen der Pfosten in den Wall einbezogen war und nicht einzeln stand. Es ist wahrschein-

lich, dass es aufgrund dessen nicht notwendig war, den Pfosten tiefer in den anstehenden Boden einzusetzen, da die Wallschüttung eine zusätzliche Stabilisierung bot. Dementsprechend soll die Höhe des Pfostens mit Bezug auf die Höhe der ersten Wallschüttung berechnet werden. Diese beträgt circa $0,70 \text{ m}^{24}$. Da die Tiefe der Pfostengrube im Vorwall lediglich $0,30 \text{ m}$ beträgt, muss die Höhe der Palisade dementsprechend geringer sein als die in Phase 1 des Hauptwalls. Geht man von den vorhergehenden Berechnungen aus, beträgt die Höhe des Pfostens $2\text{--}3 \text{ m}^{25}$, wobei die Wallschüttung von $0,70 \text{ m}$ einbezogen werden muss. Somit ergibt sich eine Gesamthöhe des Vorwalls mit Palisade von circa $1,70\text{--}2,70 \text{ m}^{26}$.

Es besteht auch die Möglichkeit, die Höhe des Pfostens nur im Bezug auf die Tiefe der Pfostengrube zu berechnen. Das Ergebnis von $0,75 \text{ m}$ Höhe des Pfostens erscheint jedoch kaum wahrscheinlich, wenn die Wallschüttung bereits $0,70 \text{ m}$ beträgt.

In der Rekonstruktion (Abb.2) bezieht sich die Höhe des Hauptwalls auf die maximale Höhe in Bauphase 3. Der Hauptwall wird als abgeflacht dargestellt, wie im ethnologischen Vergleich erarbeitet wurde. Die rezente Höhe der Wallaufschüttung beträgt $2,45 \text{ m}$. Aufgrund der Erosion kann man davon ausgehen, dass der ursprüngliche Wall eine

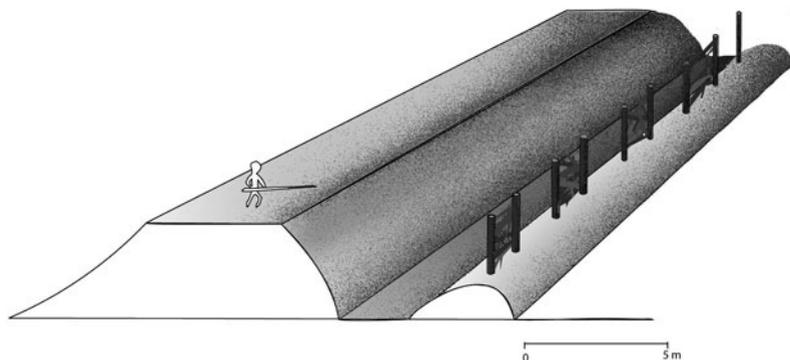


Abb.2. Schematische Rekonstruktion der Wallanlage auf dem Kapellenberg mit offener Palisadenfront.

Höhe von mindestens 3 m hatte. Dementsprechend wird die Höhe des Vorwalls angepasst. Um über den Vorwall blicken zu können, muss dieser niedriger sein als der Hauptwall. Oben wurde bereits eine Gesamthöhe des Vorwalls mit Palisade von circa 1,70 m bis 2,70 m errechnet. Da auch beim Vorwall mit Erosion zu rechnen ist, war der ursprüngliche Erdwall wohl deutlich höher. Aufgrund dessen wurde in der Rekonstruktion eine Höhe des Vorwalls mit Palisade von insgesamt 2,70 m gewählt. Im Bezug auf den 3 m hohen Hauptwall erscheint diese Höhe sinnvoll, da zum einen darüber hinweg geblickt werden konnte, zum anderen bildet der Wall so ein ausreichend hohes Hindernis für mögliche Angreifer.

Der schematische Rekonstruktionsversuch umfasst die Variante der Palisade mit Lücken zwischen den einzelnen Palisadenteilen.

Die Rekonstruktion ist als ein Versuch zu betrachten und stellt lediglich eine Möglichkeit dar.

Anmerkungen

¹ Richter 2008.

² Cohausen 1888; Thomas 1900.

³ Richter 2010, 23.

⁴ Chronologie nach Lüning 1967.

⁵ Richter 2010, 28–30.

⁶ Vayda 1960, 10.

⁷ Best 1927, 54 f.

⁸ Ebd. Abb. 15.

⁹ Fox 1976, Abb.24.

¹⁰ Richter 2010, 2.

¹¹ Best 1927, 47.

¹² Ebd. Abb. 12.

¹³ Best 1927, 51.

¹⁴ Fox 1976, 15.

¹⁵ Best 1976, 55–59.

¹⁶ Davidson 1987, 114.

¹⁷ Fox 1976, Abb. 24.

¹⁸ Best 1927, 89.

¹⁹ Ebd. Abb. 29 A.

²⁰ Richter 2010, 20.

²¹ Ebd. 20.

²² Berechnungen nach Eckert 1990, 411.

²³ Wagner 2010, 15.

²⁴ Ebd.

²⁵ Addiert man die Tiefe der Pfostengrube (0, 30 m) mit der Höhe der ersten Wallschüttung (0, 70 m), so ergibt sich eine Tiefe von 1 m, um den Pfosten zu stabilisieren. Nach Eckert 1990, 411 kann eine 1 m tiefe Pfostengrube einen Pfosten von 2–3 m Höhe enthalten.

²⁶ In dieser Rechnung wird davon ausgegangen, dass der Pfosten 2–3 m Länge besitzt. Bei einer Pfostengrube von 0, 30 m und einer Wallaufschüttung von 0, 70 m ergibt dies eine Gesamthöhe von 1, 70 m bei einer Pfostenhöhe von 2m und eine Gesamthöhe von 2, 70 m bei einer Pfostenhöhe von 3 m.

Literatur

BAATZ, D., Die vorgeschichtliche Besiedlung auf dem Kapellenberg bei Hofheim am Taunus, Saalburg-Jahrb. 21, 1963/64, 7–15.

BEST, E., The Pa Maori. An Account of the Fortified Villages of the Maori in the Pre-European and Modern Times; Illustrating Methods of Defence by Means of Raparts, Fosses, Scarps and Stockades (Wellington 2005).

COHAUSEN, A. v., Alte Wälle und Gräben – Der Abschnittswall nördlich der Hofheimer Kapelle. Nass. Ann. 20, 1888, 9–10.

DAVIDSON, J., The Children of Tu. Warfare and Fortifications. In: J. Wilson (Hrsg.), From the Beginning. The Archaeology of the Maori, 109–124 (Auckland 1987).

ECKERT, J., Überlegungen zu Bauweise und Funktion Michelsberger Erdwerke im Rheinland. Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch. 73, 1990, 399–414.

FOX, A., Prehistoric Maori Fortifications (Auckland 1976).

LÜNING, J., Die Michelsberger Kultur. Ber. RGK 48, 1967, 1–350.

RICHTER, N., Der Kapellenberg bei Hofheim a. T. – Eine michelsbergzeitliche Höhensiedlung und ihr Umland (Mainz: unpubl. Dissertation 2010, in Vorbereitung).

THOMAS, C. L., Der Ringwall auf dem Hofheimer Kapellenberg. Nass. Ann.

31/2, 1900, 172–174.

VAYDA, A. P., Maori Warfare. Polynesian Society Maori Monographs 2 (Wellington 1970).

WAGNER, M., Aufbau und Rekonstruktion des Nordwalls auf dem Kapellenberg bei Hofheim/Taunus unter besonderer Berücksichtigung des Vorwalls. (Mainz: unpubl. Bachelor-Arbeit 2010).

WOLFF, G., Das Kastell Hofheim und die anderen Befestigungen daselbst. ORL B II 3 Nr. 29, 1–33 (Heidelberg 1915).

Abbildungsnachweis

Abb. 1 u. 2. M. WAGNER, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Der Wandel von Stein zu Bronze – Bewunderung hervorrufoende Schätze aus der Vorgeschichte Rheinhes- sens

Mathias Faul/Judith Unger

In der heutigen Region Rheinhes- sen ist ein reiches kulturelles Erbe anzutreffen. Mit Fug und Recht kann man feststellen, dass hier für die Vorgeschichtsforschung Mitteleuropas bedeutende archäologische Funde getätigt wurden. Nachstehend werden drei herausragende Fund- stücke bzw. -ensemble präsentiert, die in der Fachliteratur seit ihrem Auffinden eine starke Beachtung gefunden und zu lebhaften Diskus- sionen beigetragen haben. Sie sind für die Region als „Exoten“ zu beschreiben. Die in der jeweiligen Menschheitsepoche Statussymbole darstellenden Stücke helfen, die „Entwicklung von Stein zu Bronze“

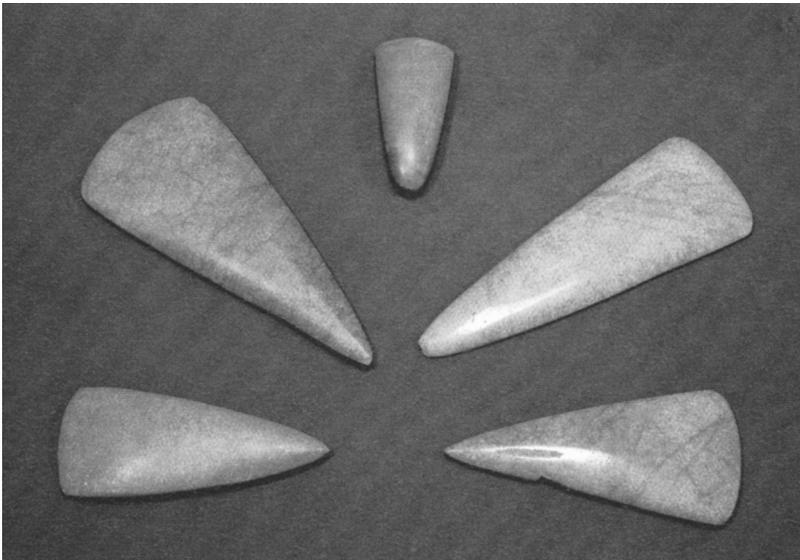


Abb. 1. Jungsteinzeitliche Jadeitbeile, Depotfund bei Gonsenheim.

in Rheinhessen zu skizzieren.

Es wird zuerst die Konzentration auf die überregional bekannten jungsteinzeitlichen Jadeitbeile aus Mainz-Gonsenheim, im Folgenden nur noch Gonsenheim genannt, gelenkt (Abb. 1). Ihnen wird ein frühbronzezeitlicher Prunkdolch aus Gau-Bickelheim, Kr. Alzey-Worms an die Seite gestellt (Abb. 2). Damit wird ein Bogen gespannt vom Ende jener Zeit, in der die Menschen vornehmlich den Werkstoff Stein (neben Knochen, Horn sowie Holz) verwendeten, bis zum Beginn einer Epoche, die von der Herstellung metallener Gegenstände vorrangig in Bronze, einer Legierung aus Kupfer und Zinn, geprägt ist. Zudem werfen wir den Blick auf eine prachtvolle Kupferaxt „aus der Umgebung von Mainz“ (Abb. 3), die dem Leser einen Einblick in die entscheidende Epoche der mitteleuropäischen Geschichte geben möge, in der die Gewinnung und die Verarbeitung von Metall in ihren grundlegendsten Techniken entwickelt wurde (Kupferzeit). Das eingestreute Exemplar vermittelt mehr oder minder den Übergang von der Stein- zur Bronzezeit in der Region. Man erkennt also stetige Veränderungen in Innovation und technischem Vermögen der jungsteinzeitlich-frühbronzezeitlichen Gesellschaft.

Bereits im Jahr 1850 kam in einer Sanddüne bei Gonsenheim ein aus fünf sorgfältig geschliffenen Jadeitbeilen bestehender Depotfund zutage¹. Nebenbei sei bemerkt, dass der Ausdruck „Jade“ nicht dem wissenschaftlichen Terminus entspricht, wird doch als Jadeitit ein Gestein bezeichnet, das zu einem Großteil aus dem Mineral Jadeit besteht. Dennoch begegnet man hier und da in der archäologischen Fachwelt dem Begriff „Jadebeil(e)“. Zurück zu den Gonsenheimer Stücken: Die Fundstelle befindet sich auf einer Anhöhe südlich des Gonsbaches, und zwar in der Nähe des heutigen Bahnhofes, in der Gewann „Auf dem Kästrich“ (heute: „An der Ochsenwiese“). Die mühevoll hergestellten Beile zeigen eine makellose Erhaltung. Sie sind in Abb. 1 schwarz-weiß abgedruckt, während sie im Original grünlich-grau zu beschreiben sind. Noch im gleichen Jahr der Auffindung wurden sie vom Landesmuseum Mainz erworben (Inv. Nr. V 4394-4398).

Glaubt man den Angaben des Finders, so wurden sie in einer Lederhülle niedergelegt. Sie zeigen eine Länge von bis zu 35 cm und sind mit 1,1 bis 2,3 cm sehr flach. Die spitznackige Grundform ist typisch für die Michelsberg-Kultur (ca. 4400–3500 v. Chr.)², eine Zeit, die noch vor rund 30–40 Jahren unendlich weit und fern in der Vergangenheit zu liegen schien. Mittlerweile konnten erfreulicherweise enorme Fortschritte der Vorgeschichtsforschung betreffend Chronologie und Typologie erzielt werden. Die Beile aus Jadeit stechen unter jenen gleicher Zeitstufe aus anderem Gestein heraus. Das ästhetische Aussehen setzt eine aufwändige Schleifherstellung voraus. Es handelt sich hierbei um einen Edelstein, der sich im ungeschliffenen Zustand eher reizlos zeigt. Heute werden derartige Beile unserem Wissen nach nur noch in Neu-Guinea hergestellt. Exemplare wie jene aus Gonsenheim weckten schon lange das Interesse von Forschern. Jadeitbeile sind mittlerweile aus halb Europa bekannt, allen voran aus Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Schweiz, Norditalien und Holland. Sie finden sich meist einzeln oder zu mehreren in einem Hort. Im 19. Jh. war man noch der Meinung, dass die Stücke bzw. das für die Herstellung benötigte Rohmaterial aus China stamme und nach Mitteleuropa verhandelt wurde, man müsse gar mit der Einwanderung eines asiatischen Volkes rechnen³. Tatsächlich bestanden frühe Zentren einer Jadekultur vor allem im Norden (Hongshan-Kultur, ca. 4000–3000 v. Chr.) und im Südosten Chinas (Liangzhu-Kultur, ca. 3300–2200 v. Chr.). Damals konnte man noch kein einziges Jadeitvorkommen in Europa lokalisieren. Erst seit wenigen Jahren ist belegt, dass das Mineralgemenge aus Mitteleuropa selbst stammt, und zwar aus den Westalpen: Nach zehnjähriger gezielter Prospektion wurden 2003 in den Hochgebirgslagen des Monte Viso im Piemont und am Monte Beigua in Ligurien historische Steinbrüche entdeckt⁴, wo in der Jungsteinzeit systematisch Bergbau auf Jadeit betrieben wurde. Heute können uns auch naturwissenschaftliche Messverfahren bedeutende Erkenntnisse zur Herkunft des Steinmaterials liefern⁵. Die Frage nach der Bedeutung von Jadeitbeilen für die damalige Gesellschaft kann hier nur ansatzweise beantwortet werden. Ihre Form ähnelt denen der nor-



Abb. 2. Kupferaxt „aus der Umgebung von Mainz“ (Kupferzeit).

malen Arbeitsbeile. Jadeit ist jedoch recht zerbrechlich, weshalb eine Benutzung in der Arbeitswelt, wie etwa in der Holzverarbeitung, nicht denkbar ist. Desweiteren fehlen – nicht nur an den Mainzer Stücken – Arbeitsspuren an den Schneiden. Es handelt sich bei den Beilen sicherlich um Prunkwaffen oder ähnliches für hohe Würdenträger. Von einer großen Bedeutung innerhalb von zeremoniellen Handlungen ist auszugehen. Man geht auch sicherlich nicht sehr fehl in der Annahme, die Niederlegung der kostbaren Gonsenheimer Stücke als Opfergabe an „übernatürliche Mächte“ zu sehen.

Vor 1864 kam in der „Umgebung von Mainz“ eine ebenfalls als Prunkobjekt zu beschreibende Kupferaxt (Abb. 2) mit dunkelgrüner Patina zum Vorschein⁶, zu der es nur wenige Parallelen gibt. Sie gelangte ebenfalls in das Landesmuseum Mainz (Inv.-Nr. V 2412). Es muss bedauert werden, dass die genauen Fundumstände unbekannt sind. Es ist daher nicht auszuschließen, dass das Stück von einer rechtsrheinischen Fundstelle stammt; es könnte sich auch um einen Flussfund handeln⁷. Die „Hammeraxt“ besteht aus fast reinem Kupfer, wiegt rund 930 g und zeigt eine Länge von 25,4 cm bzw. eine maximale Breite von 4,7 cm⁸. Derartige Schwerveräte, die in zweischaligen Gussformen hergestellt wurden, sind selten. Die Schneide ist gerundet und ragt über die Unterkante des Axtkörpers hinaus. Kennzeichnend ist auch eine gerade obere Kante. Der nur schwach ausgebildete Nacken ist stumpf. Bemerkenswert ist die ganzflächige Verzierung in Form einer

mitgegossenen Kannelierung: Die leicht gerippten Riefen befinden sich auf beiden Seiten und auch auf der Schafröhre. Diese ist zylindrisch und zeigt einen Durchmesser von 1,3–1,4 cm.

Es handelt sich hierbei um eine Variante der Kupferäxte vom sog. Typ „Eschollbrücken“, benannt nach einem Fundort im hessischen Kreis Groß-Gerau. Genauer betrachtet gibt sie die Nebenform „C“⁹ bzw. „Köttingen“¹⁰ wieder. Vereinzelt belegt ist der Typ „Eschollbrücken“ und seine Varianten im Westen und Norden Deutschlands. Sie werden nach gewöhnlicher Auffassung in die endneolithische Zeit (Kupferzeit) datiert¹¹ und somit der Kultur der Schnurkeramik (ca. 2800–2200 v. Chr.) zugerechnet. Der nordalpine Raum gehörte während dieser Zeit dem Axt-Kreis an. Aus der Kultur der Schnurkeramik sind steinerne Äxte keine Seltenheit. Das ein oder andere Stück zeigt Ähnlichkeiten mit dem „Mainzer“ Exemplar. Das Vorbild der schlanken „Hammeraxt“ war wahrscheinlich eine aus Stein bestehende Waffe¹². Es muss nicht besonders erörtert werden, dass das „Mainzer“ Stück kein schlichtes Arbeitsgerät darstellt. Dass es sich um ein „Hoheitszeichen oder Zeremonialgerät“ mit magisch-religiösem Hintergrund handelt, ist sehr wahrscheinlich¹³. Obwohl die Größe, die stumpfe Schneide sowie die facettierte Verzierung gegen eine wirkliche Waffe sprechen, möchte ich eine derartige Nutzung dennoch nicht gänzlich ausschließen¹⁴. Der Vorteil gegenüber steinernen Äxten liegt auf der Hand: Zerbrochene Stücke konnten für die Herstellung einer neuen Axt wieder eingeschmolzen werden; man muss sich nicht zwingend neues Material beschaffen. Auffälligerweise finden sich in den zeitgleichen mitteleuropäischen Gräbern kaum Metallobjekte. Es ist nicht geklärt, ob dafür ein Mangel an Kupfer oder eine bestimmte Beigabensitte ursächlich ist. Ohne Zweifel war das Material in jener Zeit kostbar. Möglicherweise wurde die hier vorgestellte Axt als Opfergabe an übernatürliche Mächte deponiert¹⁵. Derartige Objekte tauchen im deutschen archäologischen Fundbild des ausgehenden Neolithikums – wie bereits oben erwähnt – selten auf.

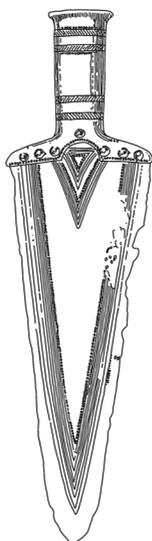


Abb. 3. Frühbronzezeitlicher Prunkdolch, Depotfund aus Gau-Bickelheim.

Schließlich sei noch kurz der bekannte frühbronzezeitliche Vollgriffdolch aus Gau-Bickelheim, Kr. Alzey-Worms behandelt (Abb. 3)¹⁶, dessen von P. Jung vorgenommene Umzeichnung seit der Gründung des Vereins „Archäologie in Rheinhessen und Umgebung e. V.“, Herausgeber der hier vorliegenden Zeitschrift, im Jahr 2007 als Logo desselben steht. Das bronzene Stück wurde im Jahr 1864 in einem Depot zusammen mit anderen Dolchen gleichen Materials im Badener Weg gefunden, und zwar „in einem Baumstamm“¹⁷. Der Hort beinhaltete neben dem Vollgriffdolch einen Tüllengriffdolch und drei weitere Dolchklingen. Der seltene Vollgriffdolch ist 33,1 cm lang und 8,8 cm breit. Die flache, gerade Griffsäule wird von einem flachen, deutlich über die Griffsäule herausragenden Knauf ergänzt. Sie ist mit linearen Rillen unterhalb des Knaufes und oberhalb des Hefts verziert. Das Heft des Dolches ist sehr gerade gehalten und mit sieben Pflocknieten an der Klinge befestigt. Die Klinge selbst ist mit linearen Mustern verziert. So sind an den Kanten der Klinge Rillen zu beobachten, welche sich von der Außenseite des Hefts gleichmäßig bis zur Dolch-

spitze ziehen. In der Mitte der oberen Klinge, direkt unterhalb der bogenförmigen Aussparung des Hefts, sind zwei hängende Dreiecke, welche ebenfalls aus linearen Rillen angeordnet wurden, zu bemerken. Dass der bronzene Vollgriffdolch einer besonderen Fundgruppe angehört, ist anhand der Verbreitung dieses Waffentyps festzustellen. S. Schwenzer ordnet ihn dem „Oder-Elbe-Typ“ zu, welcher sich über die Verarbeitung des Hefts definiert¹⁸. Die Verbreitung liegt in zwei Gruppen vor: einerseits existiert eine nördliche Gruppe, die den geographischen Raum vom Harz über die Elbe und die Oder beinhaltet, andererseits die südliche Gruppe, welche die Funde um Ingolstatt, Rastatt und Gau-Bickelheim beinhaltet.

Allgemein handelt es sich bei den Vollgriffdolchen, die zwischen ca. 2000–1600 v. Chr. produziert wurden, nicht nur um eine Waffe bzw. ein Werkzeug, sondern auch um ein Statussymbol frühbronzezeitlicher Eliten¹⁹. Wurde das Gau-Bickelheimer Stück den Göttern geopfert?

Anmerkungen

¹ JAKOBS/LÖHR 2003, 153; KNÖCHLEIN 2004, 13–15.

² Vgl. JAKOBS/LÖHR 2003, 157.

³ Z. B. JAKOBS/LÖHR 2003, 153.

⁴ PÉTREQUIN 2006 a, 58; Ders. 2006 b.

⁵ PÉTREQUIN 2006 a, 59 f.; Ders. 2006 b.

⁶ LINDENSCHMIT 1864, 4 Taf. 2, 14.

⁷ JACOB-FRIESEN 1970, 60.

⁸ JACOB-FRIESEN 1970, 34 f.; KIPPERT 1980, 25 f.; HEIDE 2003, 208.

⁹ Nach JACOB-FRIESEN 1970, 53 f.

¹⁰ Nach KIPPERT 1980.

¹¹ Z. B. jüngst MARAN 2008. Vgl. auch PAPE 1978, 200, der als einer der wenigen derartige Stücke der Frühbronzezeit zuordnet.

¹² Z. B. MARAN 2008, 174. MÜLLER-KARPE 1974, 235 nimmt dagegen eine umgekehrte Entwicklung an.

¹³ JACOB-FRIESEN 1970, 58.

¹⁴ Vgl. MALMER 1962, 660 ff. u. 670.

¹⁵ Vgl. KIPPERT 1980, 27 f. u. JACOB-FRIESEN 1970, 59 f.

- ¹⁶ Das Objekt findet sich etwa wiedergegeben in KÖSTER 1966, 23 mit Taf. 6.4.
¹⁷ HUNDT 1974.
¹⁸ SCHWENZER 2004.
¹⁹ HAFFNER 1995, 134–141. – Siehe hierzu auch BARTELHEIM 2002, 29–43. – Zur frühen Forschung siehe MONTELIUS 1900 sowie UENZE 1938.

Literatur

- BARTELHEIM, M., Metallurgie und Gesellschaft in der Frühbronzezeit Mitteleuropas. In: J. Müller (Hrsg.), Vom Endneolithikum zur Frühbronzezeit: Muster sozialen Wandels? Universitätsforsch. Prähist. Arch. 90 (Bonn 2002) 29–43.
- HAFFNER, A., Vollgriffdolch und Löffelbeil. Statussymbole der Frühbronzezeit. Arch. Schweiz 18, 1995, 134–141.
- HEIDE, B., (Hrsg.), Leben und Sterben in der Steinzeit (Mainz 2003).
- HEIDE, B., Das Jung- und Endneolithikum. In: Dies. 2003, 131–152.
- HUNDT, H.-J., Der Dolchhort von Gau-Bickelheim in Rheinhessen. Jahrb. RGZM 18, 1971 (1974) 1–43.
- JACOB-FRIESEN, G., Die Kupferäxte vom Typ Eschollbrücken. Ein Beitrag zur Frage des Einflusses metallverarbeitender Kulturen auf das Neolithikum Mittel- und Nordeuropas. Kunde 21, 1970, 20–65.
- JAKOBS, R./LÖHR, H., Mainz-Gonsenheim: Ein jungneolithisches Depot von Prunkbeilen aus Jade im europäischen Kontext. In: HEIDE 2003, 154–160.
- KIPPERT, K., Die Äxte und Beile im mittleren Westdeutschland I. Prähistorische Bronzefunde IX,10 (München 1980).
- KÖSTER, CHR., Beiträge zum Endneolithikum und zur Frühen Bronzezeit am nördlichen Oberrhein. Prähist. Zeitschr. 43/44, 1965/66, 2–95.
- KNÖCHLEIN, R., Gonsenheim. Die ältesten Besiedlungsspuren bis zur urkundlichen Ersterwähnung. Arch. Ortsbetrachtung 4 (Mainz 2004).
- LINDENSCHMIT, L., Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit 1 (Mainz 1864).
- MALMER, M. P., Jungneolithische Studien (Lund 1962).
- MARAN, J., Zur Zeitstellung und Deutung der Kupferäxte vom Typ Eschollbrücken. In: F. FALKENSTEIN u. a., Kumpf, Kalotte, Pfeilschaftglätter [Gedenkschr. A. Häusser/H. Spatz] (Rahden/Westf. 2008) 173–187.
- MONTELIUS, O., Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien (Braunschweig 1900).

- MÜLLER-KARPE, H., Handbuch der Vorgeschichte 3: Kupferzeit (München 1974).
- PAPE, W., Bemerkungen zur relativen Chronologie des Endneolithikums am Beispiel Südwestdeutschlands und der Schweiz. Tübinger Monogr. Urgesch. 3 (Tübingen 1978).
- PÉTREQUIN, P. u. A.-M./ERRERA, M./KLASSEN, L., Naturwissenschaftliche Analysen an neolithischen Jadeitbeilen. Arch. Rheinland 2006 (2007) 58–60.
- PÉTREQUIN, P., u. a., The neolithic quarries of Mont Viso (Piedmont, Italy). Initial radiocarbon dates. European Journal of Archaeology 9/1, 2006, 7–30.
- SCHWENZER, S., Frühbronzezeitliche Vollgriffdolche. Typologische, chronologische und technische Studien auf der Grundlage einer Materialaufnahme von Hans-Jürgen Hundt (Mainz 2004) bes. 269 f.
- UENZE, O., Die frühbronzezeitlichen triangulären Vollgriffdolche. Vorgesch. Forsch. 11 (Berlin 1938).

Abbildungsnachweis

- Abb. 1. KNÖCHLEIN 2004, 15 Abb. 6b.
- Abb. 2. HEIDE 2003, 144 Abb. 11, verändert.
- Abb. 3. P. JUNG.

Der gallo-römische Umgangstempel „Auf dem Spätzrech“ bei Schwarzenbach/Saarland – Neue Erkenntnisse zu einem Heiligtum in der *civitas Treverorum*¹

Daniel Burger

Seit dem Jahr 2006 ist das Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Mainz unter der Leitung von S. Hornung an archäologischen Untersuchungen in der Umgebung von Schwarzenbach tätig. Der Schwerpunkt liegt hierbei auf einem Forschungsprojekt zur Landschaftsarchäologie im Umfeld des spätlatènezeitlichen Oppidums „Hunnenring“ auf dem Dollberg bei Otzenhausen². In diesem Zusammenhang steht schon seit langem der 1,3 km entfernt liegende gallo-römische Umgangstempel „Auf dem Spätzrech“ im Fokus der Forschungsfragen. Aufgrund der schlechten Dokumentationsgrundlage³ wurden die Ausgrabungen der 1984/85er Jahre von A. Miron lediglich in Ansätzen im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogrammes „Romanisierung“ publiziert⁴. Doch gerade die Beziehung zwischen der Aufgabe der Höhensiedlung in der Spätlatènezeit und der Entstehung eines gallo-römischen Heiligtums in unmittelbarer Nähe warf zahlreiche Fragen auf, die den Anstoß für eine erneute und detaillierte Aufarbeitung des Tempelbezirkes im Rahmen einer Magisterarbeit gaben.

Der Typ „gallo-römischer Umgangstempel“

Der gallo-römische Umgangstempel stellt einen eigenen Typus innerhalb der provinziäl-römischen Tempelarchitektur dar, der sich im Laufe des 1. Jhs. im Zuge der Romanisierung in den Nordprovinzen entwickelte. Sein Hauptverbreitungsgebiet liegt in den gallischen Provinzen und erstreckt sich über Britannien, die germanischen Provinzen sowie Teile Raetiens. Räumlich beschränkt sich der Umgangstempel weitgehend auf den ländlichen Bereich und ist nur

selten in Städten nachzuweisen⁵.

Der Grundriss zeigt sich in Form zweier konzentrisch verlaufender Mauerviervierecke. Einige Untervarianten weisen runde oder polygonale Formen auf. Die bis heute weitgehend akzeptierte Rekonstruktion wird mit turmartig überhöhter Cella und Fenstern dargestellt (Abb. 1). Sie berücksichtigt vor allem die Problematik der Lichtzufuhr für die Cella, welche sich durch den konzentrischen Grundriss ergibt. Für die Cella wird demnach eine umlaufende Portikus mit Pultdach rekonstruiert, so dass der namensgebende Umgang entsteht. Gestützt wird die Theorie vor allem anhand des sogenannten Janus-Tempels von Autun, dessen Cellamauern noch heute weitgehend aufrecht erhalten sind und die Eintiefungen für das Dachgebälk des Umgangs erkennen lassen⁶. Archäologische Befunde anderer Anlagen sprechen hingegen eher für einen geschlossenen Umgang (Abb. 1.) Mit großer Wahrscheinlichkeit werden jedoch beide Varianten nebeneinander existiert haben. Innerhalb des *temenos* (griech. Tempelareal) befanden sich oftmals weitere Gebäude, Gruben, Weihealtäre sowie Unterkünfte für Priester. Gegenüber dem profanen Umfeld war das Areal in der Regel durch eine Temenosmauer abgegrenzt.

Eine kontroverse Diskussion wurde in den vergangenen 30 Jahren über den latènezeitlichen Ursprung und das erste Auftreten gallo-römischer Umgangstempel geführt. Mittlerweile konnte eine Entstehung der Heiligtümer in römischer Zeit belegt werden, speziell ab der Mitte des 1. Jhs.⁷ Sie sind somit als ein wesentlicher Teil einer neuen einheitlichen Entwicklung zu begreifen, die nach der römischen Eroberung der

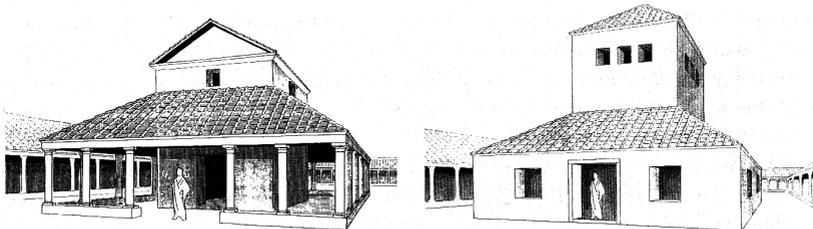


Abb. 1. Rekonstruktionszeichnung des Matronenheiligtums aus Xanten als offener und geschlossener Umgangstempel.

keltischen und germanischen Gebiete beginnt und in der heutigen Forschung unter dem Begriff „Romanisierung“ zusammengefasst wird.

Das Tempelareal „Auf dem Spätzrech“

Der antiken Topografie entsprechend liegt das heutige Schwarzenbach auf dem Gebiet der römischen *civitas Treverorum*. Der Tempel befindet sich in exponierter Lage auf einer Geländekuppe, die mit 445–495 m üNN den höchsten Punkt der Gemarkung bildet. Dies entspricht den bekannten topografischen Begebenheiten gallo-römischer Heiligtümer, die häufig auf Geländeerhebungen und Hügeln errichtet wurden. Bei einem eingefriedeten Bereich von 12.500 m² und einem Tempelumgang mit den Maßen von 22,8 x 21 m (Cella: 15,5 x 14,3 m) zählt das Heiligtum zu den größten innerhalb des Treverergebietes.

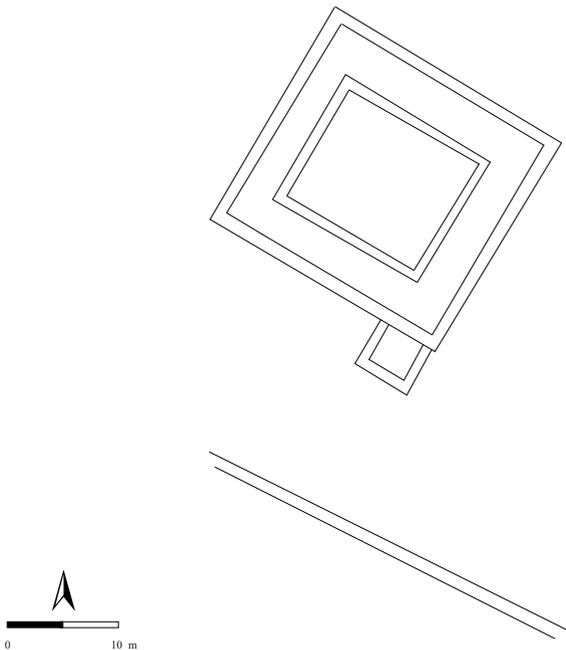


Abb. 2. Grundrissdarstellung des gallo-römischen Umgangstempels „Auf dem Spätzrech“.

Auffällig ist ein an die Südwestseite angesetzter Raum mit einer lichten Weite von 3,60 x 3,60 m (Abb. 2).

Ein spätlatènezeitlicher Vorgängerbau?

In den strukturellen Veränderungen der gallischen Welt des 1. Jhs. v. Chr. ist auch der Siedlungsplatz „Auf dem Spätzrech“ zu sehen. Mit einem Verhältnis von 47 % spätlatènezeitlicher zu 43 % römischer Gefäßkeramik, lässt sich die Bedeutung des Fundplatzes für die späte Eisenzeit ablesen. Unter dem keramischen Fundmaterial ragen vor allem die Kelchformen der Typen Hoppstädten und Wederath heraus, die in die Stufen Latène D1b und D2a datieren (Abb. 3,2 u. 3,3). Hinweise auf die ältere Spätlatènezeitstufe D1a liegen durch einzelne Schüsselfragmente vor (Abb. 3,1). Ferner sind vier spätkeltische Münzprägungen zu nennen, deren Datierung um die Mitte des 1. Jhs. v. Chr. anzusetzen ist. Darunter befindet sich eine Kleinbronze, die als sogenannte Hirtius-Münze des Typs Scheers 162/1 identifiziert werden kann. Die Prägung wird dem unter C. Julius Caesar tätigen Prokonsul der Provinz *Gallia Transalpina*, A. Hirtius, zugewiesen und etwa in die Zeit zwischen (51)49–45 v. Chr. datiert⁸. Eine Zuweisung dieser

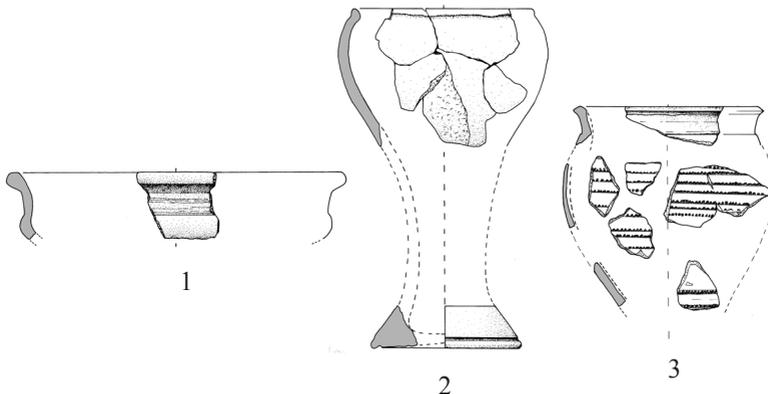


Abb. 3. Ausgewählte Funde der Spätlatènezeit: 1 Schüssel mit konischem Unterteil, 2 Kelch Typ Hoppstädten, 3 Kelch Typ Wederath. M 1:4.

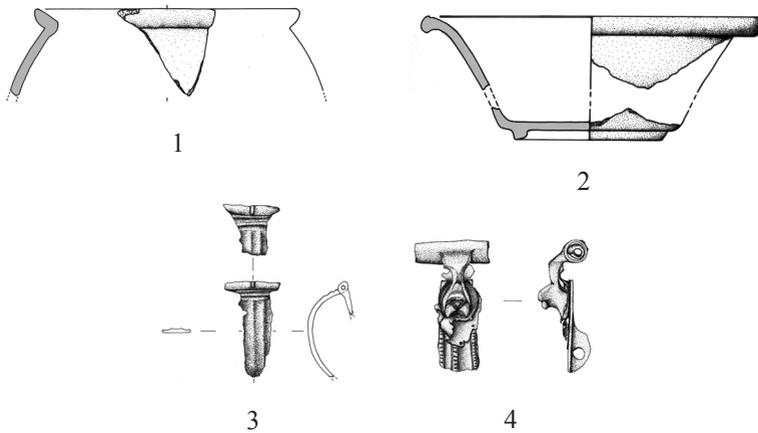


Abb. 4. Ausgewählte Funde der frühen römischen Kaiserzeit: 1 Terra Nigra, 2 Terra Rubra, 3 Aucissafibel, 4 Distelfibel mit zoomorphem Bügel. M 1:4.

frühesten Funde zu etwaigen Befunden kann aufgrund der bereits erwähnten Dokumentationslücken nicht erfolgen (Anm 3). Es muss somit offen bleiben, ob dieser älteste Fundhorizont im Zusammenhang kultischer Aktivitäten steht oder profane Siedlungstätigkeiten widerspiegelt. Hinweise auf die Mittellatènezeit ergaben sich keine.

Der Übergang der Spätlatènezeit zur frühen römischen Kaiserzeit ist im Fundspektrum gut belegt und dokumentiert die Kontinuität des Siedlungsplatzes. Eine Aucissafibel mit bandförmigem Bügel und schmalen Fuß (Typ Riha 5.2.2c) sowie eine Distelfibel mit zoomorphem Bügel in Form eines Löwen (Typ Riha 4.5.7) datieren ab augusteischer Zeit⁹ (Abb. 4,3 u. 4,4). Unter der frühen Belgischen Ware (Abb. 4,1), die v.a. durch Töpfe und Teller vertreten ist, ragt eine für das Treverergebiet seltene Tasse des Typs Haltern 77 aus Terra Rubra hervor (Abb. 4,2). Für das zur Hälfte erhaltene Gefäß wird eine Datierung ab dem Jahr 15 v. Chr. angesetzt¹⁰.

Bauphase 1 – Ein hölzerner Vorgängerbau

Ein deutlicher Anstieg des Fundmaterials ist schließlich ab vespasianischer Zeit festzustellen und dürfte mit einem in den Befunden nachweisbaren hölzernen Vorgängerbau in Verbindung stehen. Dieser definiert sich über vier Pfostengruben, von denen zwei sicher als solche angesprochen werden können. Aus einer dieser Pfostengruben stammen zwei nicht näher in den Grabungsunterlagen dokumentierte römische Münzen. Ferner sind zwei Lauffhorizonte zu nennen, die stratigraphisch älter als die Cellamauer sind und keine weiteren Bezüge zu dieser erkennen lassen. Der jüngste der beiden Befunde stellt einen Estrichboden dar, für den eine Datierung in nachtiberischer Zeit anzusetzen ist¹¹. Ferner ist eine Grube aus dem dritten Planum des Cellainnenraums zu erwähnen, aus der ein As des Domitian stammt. Gemeinsam mit den Pfostenlöchern sind die Befunde der ersten Bauphase des Tempels zuzuordnen, deren Datierung demnach in die zweite Hälfte des 1. Jhs. einzuordnen ist. Dieser zeitliche Horizont stimmt mit dem Beginn der meisten gallo-römischen Umgangstempel überein¹².

Bauphase 2–3 – Der Ausbau in Stein

Für den eigentlichen Steinbau mit Annexraum und Temenosmauer können aufgrund fehlender Befund- und Funddokumentationen lediglich relativchronologische Beobachtungen herangezogen werden, die in drei weitere Bauphasen zu gliedern sind. Eine deutlich sichtbare Baufuge zwischen Anbau und Umgang lässt auf eine spätere Errichtung des angefügten Raumes schließen und grenzt Phase 2 (Tempel ohne Anbau) von Phase 3 (Tempel mit Anbau) ab. Denkbar ist eine gleichzeitige Errichtung des Steinbaus mit der Temenosmauer, die scheinbar auf die Südwestseite des Tempels Bezug nimmt. Phase 3 charakterisiert sich schließlich über den Bau des Annexraums, mit dem weitere Umbaumaßnahmen innerhalb des Tempelbezirks zu erwarten sind, aber nicht nachgewiesen werden können. Eine flächige Ziegelsplittplanierung, die über die Fundamente des Annexbaus zieht und

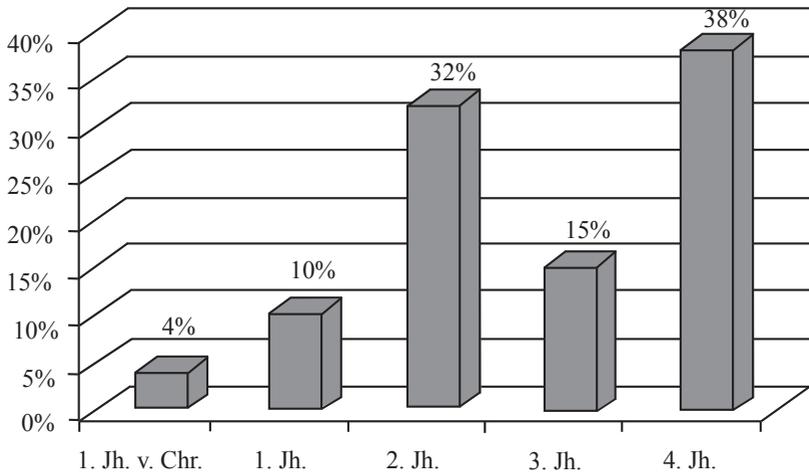


Abb. 5. Münzspiegel. n: 99.

unmittelbar vor dem Tempelzugang endet, dokumentiert die Aufgabe des Raumes in Bauphase 4.

Die wenigen datierbaren Befunde sind nur bedingt für absolutchronologische Aussagen verwendbar und können keiner Phase zugeordnet werden. So stammt aus einer Brandschicht der Temenosmauer ein As des Marc Aurel, das mit seinem Prägedatum aus dem Jahre 180 einen *terminus post quem* für deren Brandzerstörung liefert. Ein Terra Sigillata-Napf der Form Drag. 40 (Dat.: hadrianisch–2. Hälfte 3. Jh.) und ein darin deponierter Antoninian des Gallienus (253–268) sind in den Grabungsunterlagen als Bauopfer für die Cellamauer verzeichnet. Die genauen Fundumstände sind nicht mehr rekonstruierbar, so dass die Ansprache als Bauopfer unter Vorbehalt erfolgen muss.

Ein Blick auf den Münzspiegel (Abb. 5) zeigt sowohl für das 2. Jh., als auch für die erste Hälfte des 4. Jhs. einen Anstieg. Die Münzreihe endet mit einem Follis des Valentinian II (375–378). Keramikgefäße lassen sich durchgängig bis an das Ende des 3. Jhs. nachweisen. Für das 4. Jh. liegt lediglich das Randfragment eines Tellers der Form Alzei 29 vor, der verstärkt in der Mitte desselbigen Jahrhunderts

auftritt. Die deutliche Diskrepanz zwischen hohem Münzaufkommen und geringem Keramikanteil im Fundmaterial ist ein für die Spätantike vielfach belegtes Phänomen gallo-römischer Umgangstempel des Trierer Landes¹³ und dürfte auf eine Veränderung in der Kultpraxis zurückzuführen sein, bei dem die Münzen direkt in die Cella geworfen wurden. Die Verteilung des Münzmaterials belegt dies eindrucksvoll für den Tempel „Auf dem Spätzrech“. Während sich die kaiserzeitlichen Münzen auf dem Tempelareal verteilen, konzentrieren sich die spätantiken Prägungen weitgehend auf den Bereich der Cella. Die neue Bedeutung des Münzopfers lässt sich ebenfalls im Anstieg der Münzkurve in der ersten Hälfte des 4. Jhs. belegen.

Aus den oben dargelegten Beobachtungen sind einige wenige absolutchronologische Überlegungen über die Genese des Tempelareals möglich. So verläuft der erste Anstieg des Münzspiegels im 2. Jh., speziell in der zweiten Hälfte, parallel mit einem verstärkten Keramikaufkommen in diesem Zeitraum. Diese Entwicklungen lassen auf einen Zuwachs der Kulte schließen, die in Zusammenhang mit der Errichtung des Steinbaus zu bringen sind.

Der starke Einschnitt der Münzkurve im 3. Jh. dürfte mit einem Rückgang der Kultaktivitäten zu erklären sein. Die Brandzerstörung der Temenosmauer nach dem Jahre 180 dokumentiert zumindestens eine Teilerstörung des Heiligtums, die einen Bedeutungsverlust der Anlage erklären würde. Ein Zerstörungshorizont für den eigentlichen Tempelbau konnte in der Dokumentation nicht festgestellt werden. Erst am Ende des 3. Jhs. und in der ersten Hälfte des 4. Jhs. ist wieder ein starker Anstieg sowohl des Münz- als auch des Keramikmaterials zu beobachten. Ob es in dieser zweiten Blütezeit zu größeren Umbaumaßnahmen kam, in deren Zusammenhang auch der Bau des Annexraums zu sehen ist, kann nicht entschieden werden. Eine Datierung der Phasen 2 und 3 muss daher ausbleiben. Im Verlauf des 4. Jhs. kommt es schließlich zu einem langsamen Bedeutungsverlust des Heiligtums. Ob das Ende der Tempelanlage durch Brandeinwirkungen zustande kam oder die Anlage schließlich aufgelassen wurde, kann aufgrund der gestörten Befunde in

den jüngsten Schichten nicht geklärt werden¹⁴. Eine Brandzerstörung ist allerdings für die wenigsten gallo-römischen Heiligtümer des Trevererlandes nachgewiesen¹⁵, so dass auch für den Spätzrecher Tempel ein Brachliegen der Anlage in Frage kommt.

Ausgewählt Funde

Obwohl 25% des Fundmaterials aus unersichtlichen Gründen verschollen sind, gibt es dennoch einige bedeutende Stücke zu berücksichtigen, die einen Einblick in die Kultpraxis geben. Zu nennen sind vor allem sieben Götterstatuetten, die als Weihungen in den Tempel gelangten. Unter den bis zu 13 cm großen Figuren befinden sich fünf Exemplare des nackten Mars¹⁶ mit Helm und Lanze (Abb. 6,1) sowie jeweils ein Exemplar der Gottheiten Apollo und Diana¹⁷. Eine bronzene Weihetafel nennt den Gott Mars Cnabetius, bei dem es sich um eine im Zuge der sogenannten *interpretatio Romana* mit einheimischen Kulturen verschmolzene keltisch-römische Gottheit handelt. Dieses Phänomen zeigt sich im Treverer Land vor allem verstärkt anhand des römischen Mars¹⁸. Zusammen mit 12 Lanzenspitzen, die als Votive für Mars anzusehen sind, dürfte zumindestens zeitweise die Hauptverehrung des Tempels dem gallo-römischen Mars Cnabetius gegolten haben. Weitere Funde lassen auf einen angesiedelten Heilkult schließen. Dafür sprechen Objekte, die als sogenannte Gliederweihungen angesprochen

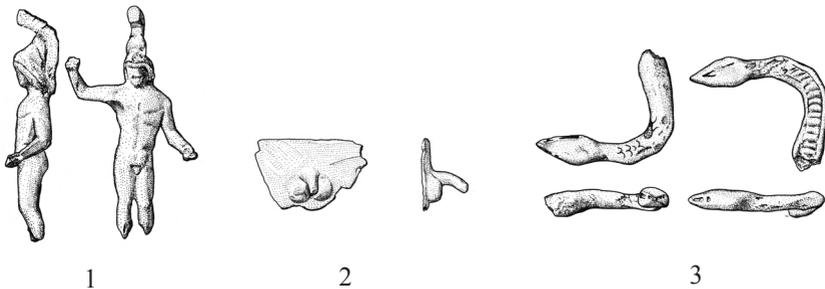


Abb. 6. Ausgewählte Bronzefunde: 1 Marsstatuette, 2 männliches Genital, 3 Schlange. M 1:2.

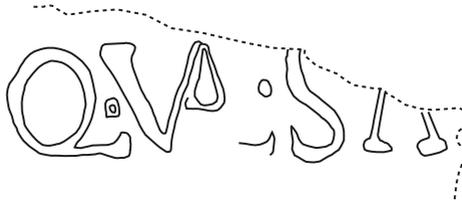


Abb. 7. Ziegelstempel des Sabellus. M 1:1.

werden können, wie beispielsweise ein Bronzeplättchen mit angefügtem männlichem Genital (Abb. 6,2). Solche Gliederweihungen sind vielfach im Zusammenhang antiker Heilkulte belegt. Dabei wird das erkrankte Körperteil als Votivdarstellung geopfert, wodurch sich der Dedikant Heilung erhoffte¹⁹. Ferner sind zwei bronzene Schlangen anzuführen, von denen ein Exemplar verschollen ist (Abb. 6,3). Die Schlange, vornehmlich die Natter, spielte eine wichtige Rolle in den griechisch-römischen als auch in den gallo-römischen Heilkulten. Ursprünglich als Begleittier des griechisch-römischen Heilgottes Asklepios, wird sie in den Nordwestprovinzen verstärkt von lokalen Heilkulten adaptiert²⁰.

Zuletzt sind fünf Ziegelstempel der privaten Ziegelei des Quintus Valerius Sabellus zu nennen (Abb. 7). Den Produktionsstandort der Ziegelei, von der bisher zwei Stempeltypen bekannt sind, vermutet A. Kolling anhand des Verbreitungsschwerpunktes um Saargemünd herum²¹. Jüngst in Xanten²² gefundene Sabellus-Ziegel belegen den erstaunlich breiten Handelsradius der Ziegelei, deren Produkte entlang der Flüsse Saar, Mosel und Rhein festgestellt werden können. Für den Produktionsbeginn der Privatziegelei wird allgemein die zweite Hälfte des 1. Jhs., spätestens der Beginn des 2. Jhs. angenommen²³. Da für den „Spätzech“ lediglich der nach A. Kolling definierte Stempeltyp 2 nachgewiesen ist, kann eine geschlossene Ziegellieferung des Sabellus für den Tempel angenommen werden. Eine genaue Zuweisung der Sabellus-Ziegel für Bauphase 1 oder 2 ist jedoch nicht möglich.

Zusammenfassung

Die Auswertung des gallo-römischen Umgangstempels „Auf dem Spätzrech“ erbrachte vier Bauphasen, denen eine nicht näher zu definierende eisenzeitliche Siedlungsaktivität voranging. Der hölzerne Vorgängerbau der ersten Bauphase ist für die zweite Hälfte des 1. Jhs. anzunehmen und kann anhand von vier Pfostenlöchern und mindestens zwei Laufhorizonten gegenüber dem Steinbau abgegrenzt werden. Mit dem Anstieg des Münz- und Keramikmaterials in der Mitte des 2. Jhs. ist von einem Ausbau des Tempels in Stein auszugehen. Die Bauphasen 3 und 4 werden durch den Bau bzw. die Einplanierung des kleinen Annexraumes definiert. Durch diesen ist für den Tempel ein geschlossener Umgang anzunehmen, da bei einem offenen Säulenumgang kein Anbau zu erwarten ist.

Eine Blütezeit scheinen die Kulte in der ersten Hälfte des 4. Jhs. erfahren zu haben, was sich sowohl im Münz- als auch im Fundmaterial widerspiegelt. Nach der Mitte desselbigen Jahrhunderts ist schließlich ein starker Rückgang der Kultaktivitäten festzustellen, die mit einem Bedeutungsverlust der Anlage einhergehen und schließlich gegen Ende des 4. Jhs. in der Aufgabe des Heiligtums endet.

An verehrten Gottheiten sind Mars, Apollo und Diana²⁴ belegt. 12 Lanzen spitzen und eine Weiheinschrift an Mars Cnabetius verdeutlichen die Bedeutung des Gottes für den Tempel. Neben seinem kriegerischen Wesen galt Mars in den gallischen Provinzen vor allem als Heil- und Fruchtbarkeitsgott und wurde häufig in Gestalt des Lenus Mars verehrt²⁵. Ihm waren die zentralen Heiligtümer auf dem Martberg und am Irminenwingert in Trier geweiht²⁶. Eine ähnliche Funktion wird man anhand der Funde „Auf dem Spätzrech“ auch dem Mars Cnabetius zuweisen dürfen. Die Vermutung wird durch die Statuette des Gottes Apollo, der in den Nordwestprovinzen mit dem keltischen Heilgott Grannus gleichgesetzt wird, als auch durch mögliche Gliederweihungen sowie zwei bronzenen Schlangen weiter gestützt. Zu den praktizierten Heilkulten zählte in der Antike neben der mit Quellwasser durchgeführten Trinkkur, die Schlafkur (Inkubation). Hierbei erhofften sich die Erkrankten von der jeweiligen Gottheit eine

Heilung durch Übernachten auf dem Tempelareal²⁷. Bisher konnte keine antik genutzte Quelle²⁸ nachgewiesen werden, so dass bei einem dort ansässigen Heilkult die Inkubation in Frage käme. Das auffällig große Tempelareal würde ausreichend Platz für die dafür benötigten Herbergen bieten. Ein archäologischer Nachweis dieser Theorie blieb bisher jedoch aus und kann nur anhand weiterer Grabungen und Prospektionen geklärt werden.

Anmerkungen

¹ Der vorliegende Artikel stellt eine Zusammenfassung meiner Magisterarbeit „Der gallo-römische Umgangstempel „Auf dem Spätzrech“ bei Schwarzenbach (Saarland). Auswertung der Grabung 1984/85“ dar, die im Juni 2010 am Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Mainz eingereicht wurde.

² Bisherige Forschungsergebnisse zusammenfassend: HORNUNG 2010.

³ Diese basiert auf organisatorischen Schwierigkeiten während den damaligen Kampagnen, die zu grundlegenden Mängeln in der Grabungsdokumentation führten. Unvollständige Profil- und Planzeichnungen erschweren die Interpretation der Befunde. Das Fundmaterial wurde nur in einzelnen Fällen entsprechenden Befunden und Plana zugeordnet, so dass eine Vertikalstratigraphie nicht möglich ist. Aus ungeklärten Gründen sind im Laufe der Jahre 25 % des Fundmaterials verloren gegangen, so dass lediglich die Zeichnungen der ersten Aufarbeitung zur Verfügung stehen. Erschwerend kommt eine tief greifende Störung der jüngsten Schichten hinzu, die womöglich auf die landwirtschaftliche Bearbeitung des Areals zurückgeht.

⁴ MIRON 2000, 379–407.

⁵ Allgemein zur Verbreitung und Rekonstruktion gallo-römischer Umgangstempel: FAUDUET 2010, 43–142. Eine Auswahl der wenigen bekannten Umgangstempel innerhalb von Stadtanlagen: FREIGANG 1995, 169 ff. mit Anm. 102 f.

⁶ PARLASCA 1998, 257–289.

⁷ ALTJOHANN 1995, 202. –NICKEL u.a 2008.

⁸ Eine genaue Datierung ist bis heute in der Forschung umstritten: METZLER 1995a, 125; 129; 136.

⁹ LEIFELD 2007, 182; 203.

¹⁰ METZLER 1995b, 436 f.

¹¹ FAUDET 1993, 76.

¹² Ebd. 91.

¹³ GILLES 1987, 201 Anm. 22.

¹⁴ Siehe Anm. 3.

¹⁵ GHETTA 2008, 111.

¹⁶ Interessant erscheint eine Marsstatuete mit einem tropfenförmigen Wulst am Bauch, die MIRON 2000, 401 f. Abb. 6,1 als Kriegsverletzung interpretiert. Unebenheiten am Hals und rechtem Oberarm werden von ihm als dargestellte Alterserscheinungen gedeutet. Röntgenuntersuchungen am Römisch-Germanischen Zentralmuseum ergaben jedoch, dass es sich bei dem Stück um einen Fehlguss handelt. Darüberhinaus konnte nachgewiesen werden, dass der Sockel wie auch die Lanze modern angefügt wurden.

¹⁷ Die Fundumstände der bereits gegen Ende des 19. Jhs. entdeckten Götterstatuette der Diana sind sehr undurchsichtig und nicht absolut sicher dem Fundort „Auf dem Spätzrech“ zuzuordnen.

¹⁸ SCHINDLER 1965, 80 f. – MERTEN 1985, 9.

¹⁹ Solche Glieder- oder Körpervotive treten in der Regel in Holz gearbeitet auf, können aber auch mit Bronzeapplikationen, die das betreffende Körperteil darstellen, versehen sein. Vollständige Gliederweihungen aus Holz sind in Gallien bisher nur bei den Seine-Quellen, den Roches-Quellen und in einem erst kürzlich entdeckten Quellheiligtum bei Dambach erhalten. Ausführlich hierzu: CZYSZ, 2010, 82–85.

²⁰ MATTHÄUS 1987, 30–40. So vor allem bei dem gallo-römischen Umgangstempel von Hochscheid, der den Heilgöttern Sirona und Apollo-Grannus geweiht war: WEISGERBER 1975.

²¹ KOLLING, 1974, 82; Abb. 3.

²² BRANDL 2003, 365 f. mit Abb. 1.

²³ HENRICH 2006, 101 Anm. 729.

²⁴ Zu den Fundumständen der Diana-Statuette siehe Anm. 16.

²⁵ OLMSTED 1994, 106 ff.; 341 ff. – Merten 1985, 13 ff.

²⁶ NICKEL u.a. 2008. – GHETTA 2008, 311.

²⁷ MATTHÄUS 1987, 35.

²⁸ Eine in Frage kommende Quelle entspringt zwar in unmittelbarer Nähe oberhalb der Tempelanlage, lässt jedoch keine antike Einfassung o.ä. erkennen. Darüber hinaus liegt sie nicht innerhalb des Temenos, was jedoch bei einer kultischen Nutzung zu erwarten wäre.

Literatur

- ALTJOHANN, M., Bemerkungen zum Ursprung des gallo-römischen Umgangstempels. In: W. CZYSZ (Hrsg.), *Provinzialrömische Forschungen*. [Festschrift G. ULBERT] (Leidorf 1995) 169–203.
- BRANDL, U., Die Ziegel des Q(uintus) VAL(erius) SABE(illus) aus der Colonia Ulpia Traiana/Xanten. Zur allgemeinen Abgrenzung von Lieferbezirken im Ziegelhandel. In: B. LIESEN/U. BRANDL (Hrsg.), *Römische Keramik. Herstellung und Handel*. Kolloquium Xanten 15.–17.6.2000. Xantener Ber. 13 (Mainz 2003) 365–380.
- CZYSZ, W., Neue Untersuchungen in den Karpfenteichen beim Kastell Dammbach (Ausgrabung 2008). In: P. HENRICH (Hrsg.), *Perspektiven der Limesforschung*. 5. Kolloquium der Deutschen Limeskommission. Beitr. Welterbe Limes 5 (Stuttgart 2010) 73–88.
- FAUDUET, I., *Les temples de tradition celtique en Gaule romaine*. Collection des hespérides (Paris 1993).
- FAUDUET, I., *Les temples de tradition celtique en Gaule romaine* (Paris 2010).
- FREIGANG, Y., Das Heiligtum der Insula 20 in der Colonia Ulpia Traiana. In: G. Precht (Hrsg.), *Grabung – Forschung – Präsentation*. Xantener Ber. 6 (Köln 1995) 139–235.
- GHETTA, M., *Spätantikes Heidentum*. Trier und das Trevererland. Geschichte u. Kultur des Trierer Landes 10 (Trier 2008).
- GILLES, K.-J., *Römische Bergheiligtümer im Trierer Land*. Zu den Auswirkungen der spätantiken Religionspolitik. *Trierer Zeitschr.* 50, 1987, 195–254.
- GLESER, R., *Römischer Gott mit Altersschäcken?* *Arch. Deutschland*, 1998/2, 50 f.
- HENRICH, P., *Die römische Besiedlung in der westlichen Vulkaneifel* (Trier 2006).
- HORNUNG, S., (Hrsg.), *Mensch und Umwelt I*. Archäologische und naturwissenschaftliche Forschungen zum Wandel der Kulturlandschaft um den „Hunnenring“ bei Otzenhausen, Gem. Nonnweiler, Lkr. St. Wendel. *Universitätsforsch. Prähist. Arch.* (Bonn 2010).
- JUNG, P., *Neue Untersuchungen im Bereich der römischen Siedlung „Auf dem Spätzrech“ in Nonnweiler-Schwarzenbach (Lkr. St. Wendel) – Ergebnisse der Arbeiten 2006 bis 2009*. In: S. HORNUNG (Hrsg.), *Mensch und Umwelt I*. Archäologische und naturwissenschaftliche Forschungen zum Wandel der Kulturlandschaft um den „Hunnenring“ bei Otzenhausen, Gem. Nonnweiler, Lkr. St. Wendel. *Universitätsforsch. Prähist. Arch.* (Bonn 2010) 155–224.

- KOLLING, A., Zur Verbreitung gestempelter römischer Ziegel an der Saar. Arch. Korrb. 4, 1974, 81–87.
- LEIBUNDGUT, A., Kritische Überlegungen zum Problem der postulierten Serienproduktion. In: U. GEHRIG (Hrsg.), Toreutik und figürliche Bronzen römischer Zeit. Akten der 6. Tagung über antike Bronzen, 13.–17. Mai 1980 in Berlin (Berlin 1984) 149–159.
- LEIFELD, H., Endlatène- und älterkaiserzeitliche Fibeln aus Gräbern des Trierer Landes. Eine antiquarisch-chronologische Studie. Universitätsforsch. Prähist. Arch. 146 (Bonn 2007).
- LOBÜSCHER, T., Tempel. In: T. Fischer (Hrsg.), Die römischen Provinzen. Eine Einführung in ihre Archäologie (Darmstadt 2002) 77–79.
- MATTHÄUS, H., Der Arzt in römischer Zeit I. Literarische Nachrichten – archäologische Denkmäler. Schr. Limesmus. Aalen 39 (Stuttgart 1987).
- MERTEN, H., Der Kult des Mars im Trevererraum. Trierer Zeitschr. 48, 1985, 7–113.
- METZLER, J., Das treverische Oppidum auf dem Titelberg 1. Zur Kontinuität zwischen der spätkeltischen und der frühromischen Zeit in Nord-Gallien. Dossiers d'Archéologie du Musée National d'Histoire et d'Art 3 (Luxembourg 1995a).
- METZLER, J., Das treverische Oppidum auf dem Titelberg 2. Zur Kontinuität zwischen der spätkeltischen und der frühromischen Zeit in Nord-Gallien. Dossiers d'Archéologie du Musée National d'Histoire et d'Art 3 (Luxembourg 1995b).
- MIRON, A., Der Tempel von Schwarzenbach „Spätzrech“, Kr. St. Wendel. Zur Aufarbeitung eines Altfundkomplexes. In: A. HAFNER/S. VON SCHNURBEIN (Hrsg.), Kelten, Germanen, Römer im Mittelgebirgsraum zwischen Luxemburg und Thüringen. Akten des Internationalen Kolloquiums zum DFG-Schwerpunktprogramm „Romanisierung“ in Trier vom 28.–30. September 1998. Kolloquien Vor- und Frühgesch. 5 (Bonn 2000) 379–407.
- NICKEL, C., u.a., Martberg. Heiligtum und Oppidum der Treverer 1. Der Kultbezirk. Die Grabungen 1994–2004. Ber. Arch. Mittelrhein u. Mosel 14 (Koblenz 2008).
- OLMSTED, G. S., The gods of the Celts and the Indo-Europeans (Innsbruck 1994).
- PARLASCA, K., Zum „Janus“-Tempel in Autun. Germania 76, 1, 1998, 257–289.
- SCHINDLER, R., Gallorömische Götter, Kulte und Heiligtümer im Saarland. Ber. Staatl. Denkmalpf. Saarland 12, 1965, 79–107.
- WEISGERBER, G., (Hrsg.), Das Pilgerheiligtum des Apollo und der Sirona von

Hochscheid im Hunsrück (Bonn 1975).
ZEDELIUS, V., Münzen aus rheinischen Heilquellen. In: S. Sommer (Hrsg.),
Wasserlust. Mineralquellen und Heilbäder im Rheinland. Schr. Rhein. Mu-
seumamtes 48 (Köln 1991).

Abbildungsnachweis

Abb. 1. LOBÜSCHER 2002, 78.

Abb. 2. D. BURGER, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Abb. 3 u. 4. Landesdenkmalamt Saarland. Ministerium für Umwelt, Energie
und Verkehr.

Abb. 5. D. BURGER, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Abb. 6. Landesdenkmalamt Saarland. Ministerium für Umwelt, Energie und
Verkehr.

Abb. 7. D. BURGER, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Beseelt von dem Wunsch, wieder auferstehen zu lassen – Versuch einer isometrischen Darstellung der Axialvilla Mauchenheim, Kr. Alzey-Worms, „Gürtling“

Mathias Faul

Rekonstruktionen sind neben der Restaurierung und der musealen Präsentation eine wichtige Möglichkeit, den Bestand an archäologischen Denkmälern der Allgemeinheit näher zu bringen. In Deutschland möchte man seit rund 200 Jahren wieder auferstehen lassen, was längst vergangen ist¹, um einen lebendigen Eindruck von der antiken Baugestalt zu vermitteln. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jhs. regten vor allem die militärischen Limesbauten zu Rekonstruktionen an. Wer kennt nicht das römische Limeskastell Saalburg (Hessen), das in den Jahren 1897–1904 (Eröffnung 1907) auf Anregung Kaiser Wilhelms II. wieder aufgebaut wurde²? Stellvertretend für eine Nachbildung in Rheinhessen und Umgebung, die am originalen Standort erfolgte, ist jene auf dem pfälzischen Donnersberg zu nennen: Hier findet sich die eindrucksvolle, 1985 errichtete und für Besucher jederzeit frei zugängige Abschnitts-Rekonstruktion einer keltischen Pfostenschlitzmauer in originaler Größe. Hier wurde zuvor im Rahmen einer Grabung das Denkmal bereichsweise erschlossen. Auf dem Plateau errichteten die Kelten um das Jahr 130 v. Chr. eine Stadtanlage, welche die größte ihrer Art nördlich der Alpen ist³. Das Modell zeigt eine Höhe von rund 5m, womit das in etwa ursprüngliche Aussehen sehr gut rekonstruiert wird. Hinzu treten, das am Fuß des Berges gelegene Keltenmuseum im Luftkurort Dannenfels⁴ sowie das erst vor wenigen Jahren errichtete Keltendorf in Steinbach⁵. Der keltische Donnersberg ist somit ein Beispiel für die gelungene touristische Aufarbeitung eines archäologischen Denkmals.

Auch wenn sich ein Wiederaufbau im Maßstab 1:1 nur auf die Teilbereiche eines Denkmals bezieht, sind damit in der Regel hohe Kosten verbunden. Die Rekonstruktion von allen bekannten Baubefunden,

was entscheidend zur besseren Anschaulichkeit beitragen würde, ist meist finanziell nicht zu realisieren. Werden spezielle Computerprogramme zu Hilfe eingesetzt, kann dagegen einerseits der ursprüngliche Zustand von Gebäuden bzw. Mauern kostengünstig wieder annäherungsweise sichtbar gemacht werden. Der Öffentlichkeit wird nachstehend auf Basis der Luftbilddokumentation eine isometrische Rekonstruktion auf Papier in einem Print-Medium präsentiert, die andererseits selbstverständlich im Gegensatz zu den Modellen in Originalgröße keine touristische Aufbereitung sein kann. Besucht man die betreffende Fundstelle im 'Inneren Alzeyer Hügelland' heute, so findet man lediglich eine zum Teil mit Gestrüpp begrenzte Ackerfläche vor. Wenig östlich von Mauchenheim, Kr. Alzey-Worms befinden sich in der Flur „Gürtling“ die Reste eines römischen Gutshofes, dem im Folgenden einige Sätze gewidmet sein sollen. Dieser konnte anhand von Lesefunden und im Besonderen in jüngster Zeit mittels Luftbildbefunden lokalisiert werden. Hier wird das klassische Bild der *villae rusticae* von Herrenhaus, Nebenbauten und Hofumfriedung greifbar. Nur das axial angelegte Grundmuster überraschte, war dies doch bislang für die Region im Hinterland von Mainz/*Mogontiacum* nicht bekannt. Die detaillierte Baubeschreibung nebst Luftbild und Grundriss wurde bereits vom Verfasser im letzten Band der hier vorliegenden Zeitschrift präsentiert⁶. Schon dort wurde betont, dass die vorgenommenen Interpretationen der Befunde als subjektiv angesehen werden müssen, könnte man doch im Bezug auf Einzelheiten abweichende Ergebnisse erzielen. Dem Verfasser ist ebenso bewusst, dass ausgegrabene Befunde meist geeignetere Einschätzungen liefern können. Im Folgenden wird versucht, dem Leser einen Eindruck von dem oberflächigen Aussehen des Gutshofes „Gürtling“ in römischer Zeit zu vermitteln. Der Plan der Siedlung ist erfreulicherweise annähernd ganz erhalten, weshalb sich eine Rekonstruktion der vollständigen Anlage aufdrängt (als Massstab sei auf die Menschen in den Abb. 1–2 verwiesen). Wie muss man sich die dritte Dimension vorstellen? Wie sind die Ergänzungen auszuführen? Nachstehend kann selbstverständlich nicht auf alle diesbezüglich relevanten Anhaltspunkte und Vergleiche

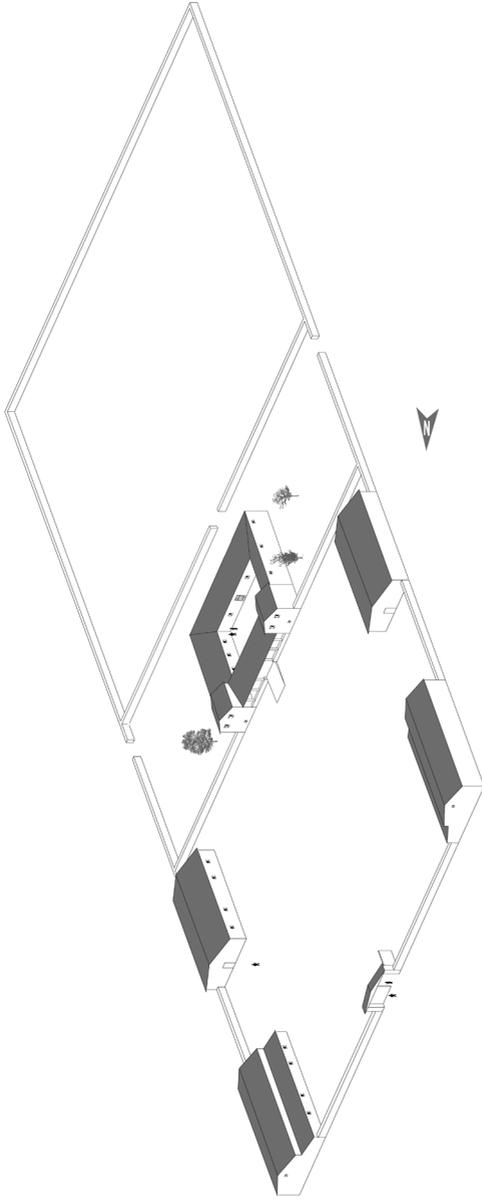


Abb. 1. Isometrischer Rekonstruktionsversuch der axialsymmetrischen Anlage Mauchenheim, Kr. Alzey-Worms, „Gürtling“.

eingegangen werden; eine erschöpfende Behandlung würde den Rahmen des Beitrages deutlich sprengen.

Das steinerne Herrenhaus ist das größte und höchstgelegene Gebäude der Anlage (Abb. 2). In der isometrischen Darstellung wird es vorschlagsweise mit einem offenen Innenhof wiedergegeben, der auf allen vier Seiten von Raumzeilen umgeben ist. Die Größe der zentralen Fläche (ca. 200 m²) sowie die offensichtlich fehlende Innenstruktur können als Hinweis gegen eine zentrale Halle gedeutet werden, was jedoch anhand des Luftbildbefundes allein nicht mit Bestimmtheit gesagt werden kann. Dieser Eindruck lag jedenfalls der Rekonstruktion des Herrenhauses zu Grunde. Für winterliche Verhältnisse ist eine derartige Lösung nicht optimal, greift die Witterung doch auch von dem zentralen Hof aus die umliegenden Räume an. Das Gebäude zeigt desweiteren eine Fassade, die aus einem rund 23 m langen Säulengang zwischen zwei Eckrisaliten besteht. Die Portikus-Höhe vom Absatz des Fundamentes bzw. von der Lauffhöhe des Erdgeschosses bis zum auf den Säulen ruhenden Querbalken wurde im Falle der ergrabenen Villa Newel, Kr. Trier-Saarburg auf 2,60 m errechnet⁷. Eine Brüstungshöhe der Portikusmauer von 60–90 cm wird im Falle des ergrabenen Herrenhauses bei Laufen (Schweiz) angenommen⁸. Es ist für Mauchenheim nicht auszuschließen, dass entsprechend längere Säulen auch ohne Sockel direkt auf den Fundamenten aufsaßen. Sicherlich war eine Überhöhung des Säulenganges durch die beiden turmartig ausgebildeten Eckrisaliten gegeben. Diese passen sich dem Kernbau an, indem sie bündig mit der Flucht seiner beiden Schmalseiten angeordnet sind. Die Risaliten sind vermutlich zweigeschossig zu rekonstruieren, was im Zusammenspiel mit der sie verbindenden Portikus eine repräsentative Fassade erwirkt. Die Portikus wiederum verläuft gerade zwischen den Risaliten und ist bündig mit deren Front konzipiert. Nach dem Luftbild zu urteilen, befinden sich mittig vor der Front des Hauptgebäudes und im rechten Winkel zu ihr zwei kurze und parallel zu einander verlaufende Mauerstreifen, die hier als geneigter Aufgang rekonstruiert sind. Für die Erdgeschosse werden allgemein Raumhöhen zwischen 2,8 und 3,5 m vorgeschlagen⁹. Es

stellt sich als schwierig heraus, nur anhand von Luftbildbefunden zu entscheiden, ob der Kernbau des Mauchenheimer Herrenhauses ehemals ein oder zwei Geschosse aufwies. Sicher ist jedoch, dass es einer ausreichenden natürlichen Beleuchtung bedarf, um die Häuser der Anlage als Wohn- oder Arbeitsbereich nutzen zu können. Die Platzierung von Fenstern und Türen wurde – das muss betont werden – meist aus reiner Gestaltungs-laune heraus vorgenommen. Die römischen Gebäude waren in Form von einem Giebel-, Pult- oder Walmdach mit einer Neigung zwischen 15 bis 29° eingedeckt¹⁰, wobei stets mit verschiedenen Konstruktionen innerhalb einer Siedlung zu rechnen ist. Gegen ein Flachdach spricht die große Niederschlagsmenge in unseren Breiten. Die im Bereich des Herrenhauses zu beobachtenden Ziegelbruchstücke ermöglichen die Rekonstruktion der Dacheindeckung mit entsprechendem Material. Nicht auszuschließen ist, dass das ein oder andere Nebengebäude mit vergänglichem Material überdacht gewesen war, wie etwa Stroh oder Holzbretter. Dieser Gedanke spielt in der vorgeschlagenen Rekonstruktion aber keine Rolle.

Für die Hofmauer (*maceria*) empfiehlt der antike Schriftsteller Cato (234–149 v. Chr.) eine Mindesthöhe von fünf Fuß¹¹. Für die Umfas-

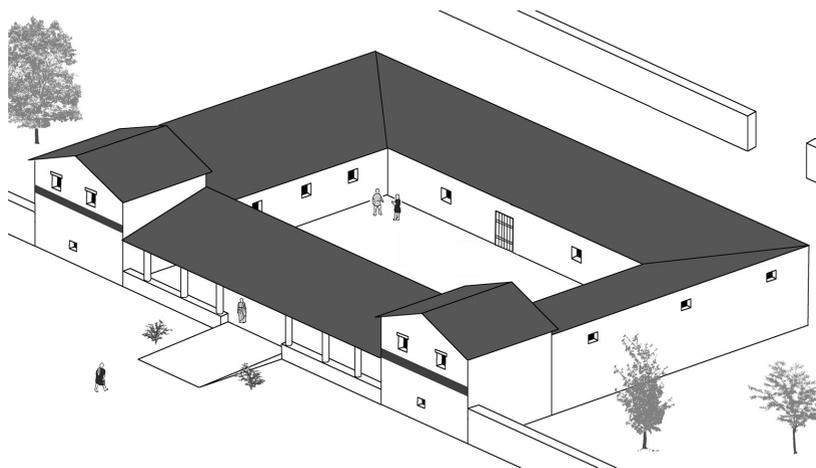


Abb. 2. Detailansicht des Herrenhauses.

sung in Abb. 1 wird dieser Wert von rund 1,50 m übernommen und der Basis eine Breite von 75 cm zugesprochen. Im Falle der römischen Siedlung Lauffen a. N. konnte die Höhe von 2,30 m mit Hilfe eines verstürzten Mauerstückes genau bestimmt werden¹². Um diese Tatsache nicht unbeachtet zu lassen und die Möglichkeit der Verschiedenartigkeit aufzuzeigen, habe ich den Wert in der Nahansicht des Herrenhauses (Abb. 2) berücksichtigt. Im Hintergrund wird ferner eine einfache Unterbrechung durch die Hofmauer postuliert, mit welcher der Zugang vielleicht zu einem Garten gewährt wird. Mit den Mauern werden die Gebäude zu einer räumlich geschlossenen Siedlungseinheit verbunden. Desweiteren boten sie Schutz gegen unwillkommene Besucher sowie gegen das Davonlaufen von Nutztieren. Der Haupteingang der *pars rustica* lag vermutlich im Nordwesten, auf das Hauptgebäude ausgerichtet, wobei die überdachte Toranlage hypothetisch ist. Eingänge in einer steinernen Umfassung können allgemein anhand von Luftbildbefunden nur schwer ausfindig gemacht werden, da die Fundamentierung durchgängig gewesen sein kann¹³.

Der Rekonstruktionsentwurf sieht desweiteren für die vier Nebengebäude, die sich im Bereich der *pars rustica* an die Hofmauer lehnen (Abb. 1), ein Giebeldach auf massivem Mauerwerk vor. Zu den Lesefunden gehören bislang keine Bruchstücke von Hüttenlehm oder dergleichen, die im Allgemeinen einen Hinweis für die Konstruktion einzelner Bauteile in Fachwerk darstellen. Die beiden am weitesten vom Hauptgebäude entfernt gelegenen Häusern zeigen im Grundriss zwei Räume. Es scheint vertretbar zu sein, sie mit Sattel- und Pultdach wiederzugeben. Eingänge zu den vier Gebäuden könnten sich durchaus auch auf der Längsseite befunden haben. Bei der zu rekonstruierenden Höhe kann man sich an Werte etwa aus der *villa rustica* Oberndorf-Bochingen (Baden-Württemberg) orientieren, wo eine umgefallene Fassade einer einfachen und 10 x 15 m großen Scheune ein aufgehendes Mauerwerk von rund 7 m bis zur Traufe (Firsthöhe 12 m, Dachneigung ca. 33°) erkennen lässt¹⁴. Die Außenwände der Mauchenheimer Gebäude sind verputzt (hier: weiß), wie sie allenthalben rekonstruiert werden, d. h. man kann das aufgehende Mauer-

werk – ggf. das Fachwerk – nicht sehen.

Trotz der allgemeinen Unsicherheit vermittelt die perspektivische Darstellung der Gesamtanlage „Gürtling“ einen guten Eindruck einer mittelgroßen Axialvilla, die aufgrund von Lesefunden wohl der mittleren Kaiserzeit zuzuordnen ist, einer im Arbeitsgebiet allgemein baufreudigen Epoche. Die Art und Weise wie gebaut wurde hing vom Geschmack und den finanziellen Möglichkeiten des Erbauers bzw. des Besitzers ab, dem im Fall von Mauchenheim offensichtlich Symmetrie wichtig war. Die perspektivische Darstellung ist nur als Versuch zu werten, welcher der Wirklichkeit nahe kommt, wobei es sich zugleich um eine Anregung zur Diskussion handelt. Besonders die Bauhöhe kann von der ehemaligen Realität abweichen. Eine Rekonstruktion kann nie authentisch sein, ist sie doch vielmehr das Abbild unseres derzeitigen Wissens.

An dieser Stelle möchte ich nicht unerwähnt wissen, dass auf gleicher Gemarkung – und zwar „In der Neuwiese“ wenig nordwestlich des Ortes – weitere Luftbildbefunde einer römischen Siedlung bekannt sind¹⁵. Hier erhob sich ehemals eine rund 100 m lange Palastvilla. Vor Ort wurde jüngst eine Informationstafel aufgestellt, die ebenfalls u. a. eine isometrische Rekonstruktion wiedergibt. Desweiteren ist ein Modell, welches das Herrenhaus der *villa rustica* von Dautenheim, Kr. Alzey-Worms, „Kirsch(en)kläuer(n)“ zeigt, im Museum der Stadt Alzey zu besichtigen¹⁶. Hier bildet eine Portikus zwischen zwei Risaliten eine repräsentative Fassade. Der rund 550 m² großer Zentralraum wird hier überdacht rekonstruiert. Aber auch ein offener Hof ist denkbar. Empfehlenswert ist im Übrigen ein Besuch der Risalitivillen bei Möckenlohe (Bayern), bei Hechingen-Stein (Baden-Württemberg) sowie bei Borg (Saarland). Es handelt sich hierbei um 'Archäologische Parks' mit massstabsgetreuen Rekonstruktionen über den originalen Mauerbeständen. Einen Überblick zum restaurierten bzw. rekonstruierten Denkmalbestand auf deutschem Boden findet sich in Schmidt 2000.

In Rheinhessen wurde in römischer Zeit das Gesicht der Landschaft durch eine dichte Besiedlung von mehreren hundert Einzelhöfen geprägt. Könnte der vorliegende Beitrag zu weiterer Beschäftigung mit der antiken Siedlungsgeschichte anregen, wären das die schönsten Früchte des Bemühens!

Anmerkungen

¹ WEINBRENNER 1822/1834.

² SCHALLMAYER 1997.

³ ZEEB-LANZ 2008.

⁴ Siehe im Internet <http://www.donnensbergverein.de/donnensberghaus.html> [Stand: Dezember 2010].

⁵ Der Standort der Siedlung mit wiederaufgebauten, von einer Palisade umgebenen Häusern befindet sich jedoch nicht an archäologisch relevanter Stelle. Das Keltendorf kann von April bis Oktober besucht werden. An dieser Stelle sei verwiesen auf die Internetseite <http://www.keltendorf-steinbach.de> [Stand: Dezember 2010].

⁶ FAUL 2009.

⁷ CÜPPERS/NEYES 1971, 218.

⁸ GERSTER-GIAMBONINI 1978, 32.

⁹ KAISER/SOMMER 1994, 348.

¹⁰ Ebd. 349 f.

¹¹ CATO, agr. XVIII, 18.

¹² SPITZING 1988, 32.

¹³ Z. B. PARET 1932, 108.

¹⁴ SOMMER 2005.

¹⁵ Zur Fundstelle siehe etwa HAUPT 2008.

¹⁶ Zur Fundstelle siehe RUPPRECHT 1990, 304 mit weiterer Literatur.

Literatur

CÜPPERS, H./NEYES, A., Der römische Gutshof bei Newel (Kreis Trier-Land). Trierer Zeitschr. 34, 1971, 143–232.

FAUL, M., Die Mauchenheimer Axial-Villa „Gürtling“. Ber. Arch. Rheinhess.

- u. Umgebung 2, 2009, 9–14.
- GERSTER-GIAMBININI, A., Der römische Gutshof im Müschhag bei Laufen. *Helvetia archaeologica* 33, 1978, 2–66.
- HAUPT, P., Mauchenheim: Die Palastvilla. In: *Archäologie zwischen Donnersberg und Worms. Ausflüge in ein altes Kulturland* (Regensburg 2008) 231 f.
- KAISER, H./SOMMER, C. S., *LOPODVNVM I*. Die römischen Befunde der Ausgrabungen an der Kellerei in Ladenburg 1981–1985 und 1990. *Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg* 50 (Stuttgart 1994).
- PARET, O., *Die Römer in Württemberg 3. Die Siedlungen* (Stuttgart 1932).
- RUPPRECHT, G., Alzey-Dautenheim. In: H. Cüppers, *Die Römer in Rheinland-Pfalz* (Stuttgart 1990).
- SCHALLMAYER, E., (Hrsg.), *Hundert Jahre Saalburg. Vom römischen Grenzposten zum europäischen Museum* (Mainz 1997).
- SCHMIDT, H., *Archäologische Denkmäler in Deutschland – rekonstruiert und wieder aufgebaut*. *Arch. Deutschland Sonderh.* (Stuttgart 2000).
- SOMMER, C. S., Römische Häuser: 12 m bis zum First. In: *Imperium Romanum* 2005, 282–285.
- SPITZING, T., Die römische Villa von Lauffen a. N. (Kr. Heilbronn). *Materialh. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg* 12 (Stuttgart 1988).
- WEINBRENNER, F., *Entwürfe und Ergänzungen antiker Bauten* 1 (Karlsruhe/Baden 1822); 2 (Karlsruhe/Baden 1834).
- ZEEB-LANZ, A., Der Donnersberg. Eine bedeutende spätkeltische Stadtanlage. *Arch. Denkmäler Pfalz* 2 (Speyer 2008).

Antike Autoren

- CATO, agr.
CATO, de agri cultura.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1–2. M. FAUL, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Warum wir noch immer nicht wissen, ob der Eichelstein auf der Mainzer Zitadelle ein Kenotaph für Drusus oder ein römisches Siegesdenkmal ist

Peter Haupt

Auf der Mainzer Zitadelle steht der Kern eines römischen Monumentes, der früher meist als Eichelstein, heute allgemein als Drususstein bezeichnet wird. Über diese bloße Namensgebung hinaus wird er vielfach auch entsprechend verstanden, nämlich als ein literarisch verbürgtes Denkmal, genauer ein Kenotaph für den römischen Feldherrn Drusus (Nero Claudius Drusus, gestorben 9 v. Chr.)¹. Diese Zuordnung ist nicht als gesichert zu bezeichnen; sie beruht auf einer scheinbar plausiblen, aber unzulässigen Verkettung geschichtlicher und archäologischer Missverständnisse.

Der archäologischen Wissenschaft sind bezüglich der Verknüpfung des Eichelsteins mit Drusus wiederholt Ungereimtheiten aufgefallen². So ist das Errichten eines umfangreichen Steinbaus wenige Jahre nach Gründung des in Holz-Erde-Technik erbauten Legionslagers als unwahrscheinlich bezeichnet worden. Größere Steinquader, deren Verwendung als Spolien auch die jüngste Bauaufnahme nicht klären konnte³, standen im Verdacht, bereits an anderer Stelle verbaut gewesen zu sein und ließen damit bereits ruinierte Gebäude einer älteren Steinbauphase annehmen – was wenige Jahre nach Gründung des Legionslagers kaum anzunehmen wäre. Darüber hinaus deuten die unterschiedlichen Gesteinsarten der im Gußmauerwerk befindlichen Quader auf eine Herkunft aus verschiedenen Steinbrüchen und damit eine zur Zeit der Erbauung offenbar etablierte Bausteinversorgung hin.

Noch gravierender sind die Schwierigkeiten der geschichtlichen Überlieferung. Sueton, der einige Generationen nach Drusus seine Kaiserbiographien schrieb, berichtet vom Tod des Drusus in Germanien und vom Errichten eines Grabhügels durch seine Soldaten⁴. Der Ort des

Grabhügels wird nicht explizit genannt, doch ist *Mogontiacum* anzunehmen, da es seinerzeit das Winterlager der mit Drusus ins Feld ziehenden Legionen war. Sueton hat seine Informationen nicht vom Hörensagen, denn als Leiter der kaiserlichen Kanzlei – dieses Amt bekleidete er ab 121 n. Chr. – war er in die kaiserliche Rechtsprechung und Korrespondenz direkt involviert und hatte selbstverständlich Zugang zu älteren Erlässen und Beschlüssen. Noch näher liegt eine epigraphische Quelle, die sog. *tabula Siarensis*. Es handelt sich um Fragmente einer Anfang der 1980er Jahre in Spanien gefundenen Bronzetafel, auf der ein Senatsbeschluss vom Dezember 19 n. Chr. bezüglich Ehrungen des verstorbenen Germanicus geschrieben war. Darin wird beiläufig berichtet, das Heer habe für Drusus seinerzeit eilig begonnen, am Ufer des Rheines einen Grabhügel zu errichten. Offenbar hatte die Militärführung vor Ort angenommen, der Leichnam des Drusus sollte nicht nach Rom überführt werden. Die noch rechtzeitige Ankunft des Tiberius am Sterbebett des Drusus⁵ erscheint vor diesem Umstand wenig glaubwürdig. Nachdem aber klar wurde, dass Augustus eine Beisetzung des Drusus in Rom wünschte, brach man die Arbeiten an dem Tumulus ab. Die Beisetzung des Drusus nahe des Legionslagers darf allerdings als für die Soldaten sehr erstrebenswert gesehen werden – sie hätten damit die Nähe des hochgeschätzten Feldherrn weiterhin genossen, bis hin zur Annahme einer gewissen Heilswirkung eines solchen Heroengraves. Wohl um das Heer nicht vor den Kopf zu stoßen, gestattete Augustus nach der *tabula Siarensis* den Weiterbau des Tumulus und das Durchführen entsprechender Rituale.

Die antiken Quellen geben uns keine eindeutige Beschreibung des Denkmals oder dessen Standorts. Wollte man Details herauslesen, so bleibt eigentlich nur die Bezeichnung *tumulus* – Grabhügel und der Hinweis auf eine Bauunterbrechung. Der Eichelstein jedoch lässt keine Bauunterbrechung erkennen, noch ist die Bezeichnung *tumulus* besonders treffend. Nachfolgende antike Autoren bringen dagegen nichts, was sie nicht aus einer Suetonlektüre bezogen haben könnten.

Kein Schlüssel sind die originär mittelalterlichen Quellen, da sie nicht auf einer Kontinuität fußen, sondern eigene, deduktiv gewonnene Erkenntnisse enthalten⁶. Die mittelalterlichen Quellen sind zudem hinsichtlich der Qualität von moderner historischer Forschung zu unterscheiden. Wenn auch heute keine Objektivität erreicht werden kann – Geschichtsschreibung ist immer ein Kind ihrer Zeit –, so vermögen wir doch aus heutiger Sicht die Beweggründe älterer Quellen einigermaßen zu erkennen. Mittelalterliche Bezüge auf die Antike zielen regelhaft auf eine Legitimation bestehender oder erwünschter Machtpositionen, sowohl auf kirchlicher, als auch auf weltlicher Seite.

Die älteste Quelle, die ein Denkmal für Drusus als Realie bei der Stadt Mainz nennt, stammt aus dem 12. Jh. Vorherige nachantike Quellen sind nur Wiedergaben antiker Quellen: In einer Orosius-Handschrift des Klosters St. Gallen (Codex Sangallensis 621, geschrieben im 9. Jh.) findet sich die Erwähnung des *claudius drusus* (266b21 bzw. Orosius 6, 21)⁷. Die Glosse *cuius mogontie est tumulus. Id est Trûsilêh.* wurde Mitte des 11. Jh. von Ekkehart IV. angefügt. Er war zu dieser Zeit Leiter der St. Gallener Klosterschule, zuvor war er in Mainz tätig. *Trûsilêh* ist jedoch kein Toponym, wenigstens nicht in seiner ursprünglichen Bedeutung, eher ist es nach Leo Wiener im Sinne von Mausoleum des Drusus⁸, oder vielleicht besser noch ganz frei als Drusuleum zu deuten. Später wurde *Trûsilêh* zu der Genitivkonstruktion Drusenloch verballhornt⁹. Die Information des 11. Jh. entspricht damit noch ganz dem Wissensstand eines mittelalterlichen Suetonlesers. Die Deutung, es habe einen entsprechend benannten Grabhügel im 11. Jh. bei Mainz gegeben, erfolgt daher zu frei und ist unzutreffend. Vielmehr handelt es sich um eine klassische Glosse, wie sie in vielen Handschriften und auch noch in älteren Druckwerken häufig zu finden ist: Hier wird ein dem Leser fremder oder mißverständlicher Begriff erklärt. Erklärungsbedürftig ist in dem St. Gallener Text (resp. Orosius) die Person des Claudius Drusus. Der Glossierer erläutert deswegen (unzutreffend, da Drusus ja nachweislich nicht in Mogontiacum beigesetzt wurde) *cuius mogontie est tumulus*. Später

wird noch lat. *tumulus* erklärt und um das deutsche Wort ergänzt: *Id est Trûsilêh.*; dessen Tumulus bei Mainz liegt, das ist das Drususgrab. Hier auf die Ortskenntnis des wahrscheinlichen Autors der Glossen, Ekkehart IV. zu verweisen, hilft wenig weiter – allenfalls erinnerte sich dieser ob seiner Mainzer Zeit an die betreffende Suetonpassage. Zudem darf nicht mißverstanden werden, wer Adressat der Glosse ist: Sicher nicht die Mainzer, denen das vermeintliche Toponym *Trûsilêh* erklärt werden soll! Übrigens findet sich diese Glosse ja eben in einer mittelalterlichen Ausgabe des Orosius, nicht in einer des Sueton – der diesbezüglich eben keine Fragen offen lässt.

Die erste nachantike Quelle, die uns die Ansprache einer Mainzer Realie als Denkmal des Drusus nennt, ist die Mitte des 12. Jh. verfaßte Weltgeschichte des Otto von Freising. Hierin wird ein noch immer zu Mainz gezeigtes Denkmal (*monumentum*) des Drusus genannt¹⁰, welches in *modum pirae*, in Form eines Scheiterhaufens erbaut sei. Wenn auch unklar bleibt, welcher Art sich Otto von Freising einen Scheiterhaufen vorstellte, darf man wohl doch den heute so genannten Drususstein auf der Zitadelle als gemeintes Objekt verstehen. Ins 12. Jh. datieren auch Varianten der Ekkehartschen Glossierungen in weiteren Orosius-Handschriften. Zum Teil betreffen diese nur die Schreibweise des *Trûsilêh*, doch im Codex Zwiefalten (Cod. Hist. 2° 410 Stuttgart) liest man *Cuius Mogontiae monumentum est in monte qui drusiloh dicitur quasi drusi latibulum*. Für diese Ansprachen des antiken Denkmals ist aber keine ortsgebundene Tradierung aus der Antike nötig. Sueton war das gesamte Mittelalter bekannt – so dienten die Kaiserbiographien dieses Autors dem Biographen Karls des Großen, Einhard, als Vorbild. Damit ist die Verknüpfung einer Realie mit der Suetonschen Information jederzeit möglich gewesen.

Halten wir also erst einmal fest: Die antike Überlieferung nennt ein bei Mainz befindliches Grabdenkmal für Drusus, am ehesten in Form eines Hügels. Die Quellen sind eigentlich nur zwei verschiedene: Sueton und die *tabula Siarensis*; beide sind auf die selbe Primärquelle – Veröffentlichung eines Senatsbeschlusses – zu beziehen. Alle weiteren

antiken Quellen sind jünger und können auf Sueton bzw. die diesem zur Verfügung stehenden Quellen zurückgeführt werden. Die mittelalterliche Überlieferung basiert auf Sueton; erst im 12. Jh. findet sich die Gleichsetzung einer Mainzer Realie mit der antiken Geschichte um Drusus. Von einer Kontinuität in der Ansprache des Drusussteins, gar einer Verankerung im öffentlichen Bewußtsein, kann mitnichten die Rede sein. Vielmehr haben wir es mit einer scholastischen Erklärung des Monumentes zu tun: In schlichter Deduktion wird der monumentale Bau als so bedeutend betrachtet, dass er mit dem einzigen in Frage kommenden und aus der antiken Literatur überlieferten Bauwerk, eben dem Tumulus des Drusus gleichgesetzt wird¹¹. Dies entspricht ganz dem Stil der Zeit, wie zum Beispiel auch die Igeler Säule – eigentlich ein Pfeilergrabmal der mittleren Kaiserzeit – im Mittelalter als Grabmal der Helena gedeutet wurde, die Trierer Kaiserthermen im 13. Jh. als Palast derselben¹², oder man im 12. Jh. zu Köln spätantike Bestattungen mit legendären Märtyrern gleichsetzte¹³.

Glücklicherweise sind die Methoden der modernen Wissenschaft heute erheblich entwickelter, als die der mittelalterlichen Scholastik. So gibt es die Möglichkeit naturwissenschaftlicher Datierungsverfahren. In römischem Mörtel finden sich häufig bewußt zugeschlagene Holzkohlestückchen, die sich mit der AMS-14C-Datierung recht zuverlässig zeitlich bestimmen lassen¹⁴. Eine Datierung auf ± 50 Jahre sollte damit zu erreichen sein – die Ungenauigkeit scheint groß, ist aber nicht so relevant: Alle Messergebnisse vor 9 v. Chr. können ja schon aus historischen Erwägungen als unwahrscheinlich gelten. Die Kosten für eine solche Datierung liegen bei derzeit rund 350 €. Holzkohlen, im günstigsten Fall sogar Hölzer erhalten sich mitunter auch im Bereich von Pfahlgründungen unter Gußmauerwerk.

Eine vergleichende Datierung wäre zudem über die verwendeten Baumaterialien denkbar: Woher stammen die verbauten Steine, besonders die Quader? Eventuell kann aus datierten Objekten (z. B. Grabsteinen) gleichen Materials ein Anhaltspunkt gewonnen werden, womöglich gelingt auch eine Datierung der Steinbruchnutzung am Ort des Abbaus.

Typologische Vergleiche des Eichelsteins mit Grabdenkmälern ähnlicher Form erzeugen erst einmal einen Zirkelschluss, da die nicht bewiesene Funktion als Grabdenkmal vorausgesetzt wird, später aber die Vergleiche als Bestätigung der Prämisse dienen. Wichtig sind daher in jedem Fall Vergleiche mit allen ähnlichen Bauten. Die progressiven Überlegungen U.-W. Gans' zum Eichelstein – er schlägt eine Ansprache als Siegesdenkmal vor¹⁵ – sind deswegen wichtig. Bei mehreren römischen Städten gibt es isolierte Monumente, die eigentlich Grabmäler sein könnten, jedoch Abstand zu den Gräberfeldern halten und selbst kein Grab enthalten: U.-W. Gans führt neben dem bekannten *trophaeum Alpium* bei La Turbie noch Nîmes und Trier auf. Dem kann der pyramidenförmige Kern eines größeren Monumentes südlich von Autun „Pierre de Couhard“ hinzugefügt werden. Auch bei diesem Monument sind entgegen älterer Beschreibungen keine römischen Gräber zu finden. Der Eichelstein könnte also auch ein Siegesdenkmal für Augustus, Drusus, Domitian, Maximinus oder einen anderen erfolgreichen römischen Feldherrn sein.

Anmerkungen

¹ So jüngst in der Bauaufnahme von PANTER 2007, 12: „mit großer Wahrscheinlichkeit“. – Vgl. auch FRENZ 1985, 394–421, bes. 421.

² Zum Beispiel SELZER 1988 30.

³ Vgl. die etwas gezwungen wirkende Argumentation PANTER 2007, 80. Danach könnten die Quader Spolien sein, ebensogut aber auch verworfene Werksteine – diese Option wird in direkter Folge zum Offenhalten einer favorisierten Frühdatierung genutzt.

⁴ Suet. Claud. 1, 2–5.

⁵ Cass. Dio 55, 2.

⁶ Vgl. dagegen PANTER 2007, 35: nach mehrhundertjähriger Nichtnennung würde der Eichelstein „noch immer als ‚monumentum‘ bezeichnet“.

⁷ EISENHUT 2009.

⁸ WIENER 1919, 376.

⁹ Vgl. SCHÜTTE 1936, 228.

¹⁰ Ottonis episcopi Frisingensis Chronica 3, 3.

¹¹ Zur Motivation solcher Zuschreibungen: OELMANN 1954, 162–181.

¹² LAVEN 1851, XII.

¹³ Vgl. BORGER 1974, 2–12, bes. 3.

¹⁴ HAUPT 2008, 181–190.

¹⁵ GANS 1997, 21–28.

Abgekürzte Literatur

Borger, H., Die Suche nach den Römern in Köln. Kölner Römer Illustrierte 1, 1974, 2–12.

GANS, U.-W., Der Eichelstein in Mainz. MONUMENTUM DRUSI oder römisches Siegesmal? In: D. Vorlauf/Th. F. Warncke (Hrsg.), *Miscellanea Archaeologica*. [Festschr. Claus Dobiak] (Espelkamp 1997).

EISENHUT, H., Die Glossen Ekkeharts IV. von St. Gallen im Codex Sangallensis 621 (St. Gallen 2009).

FRENZ, H. G., Drusus Maior und sein Monument zu Mainz. *Jahrb. RGZM* 32, 1985, 394–421.

HAUPT, P., Zur Datierung des sogenannten Janustempels von Autun. *Germania* 86, 2008, 181–190.

LAVEN, PH., Trier und seine Umgebungen in Sagen und Liedern (Trier 1851).

OELMANN, F., Die Igeler Säule und die Eigelsteine als Problem der Namenskunde. *Bonner Jahrb.* 154, 1954, 162–181.

PANTER, A., Der Drususstein in Mainz und dessen Einordnung in die römische Grabarchitektur seiner Erbauungszeit. *Mainzer Arch. Schr.* 6 (Mainz 2007).

SCHÜTTE, G., *Gotthiod und Utgard. Altgermanische Sagengeographie in neuer Auffassung* 2 (Kopenhagen u.a. 1936).

SELZER, W., *Römische Steindenkmäler. Mainz in Römischer Zeit* (Mainz 1988).

WIENER, L., *Contributions toward a History of Arabico-Gothic Culture* 2 (o. O. 1919).

Antike Autoren

SUET. Claud.

SUETON, divus Claudius

CASS. DIO

CASSIUS DIO

„Ein Fass aufgemacht“ und doch „ein Fass ohne Boden“ – Überlegungen zu den Inhalten von Fässern in römischer Zeit

Patrick Jung

Im Osten Galliens blühte im 4. Jh. die Weinwirtschaft. Ein besonders bedeutendes Anbaugebiet war die Mittelmosel. Hier wurde Wein für den Bedarf der Region um die Metropole Trier (*Augusta Treverorum*) und weit darüber hinaus produziert. Neben einigen literarischen Hinweisen sind vor allem Überreste von Kelteranlagen und archäobotanische Funde sichere Belege hierfür. Auf Weinanbau auch in anderen Gegenden am Rhein deuten Erntewerkzeuge und bildliche Darstellungen hin. Weinkonsum ist durch mit Trinksprüchen versehene Becher und vereinzelt Bezüge in epigrafischen Quellen belegt. Importwein, der vor allem in der frühen Römischen Kaiserzeit den Bedarf deckte, wurde meist in Amphoren aus Ton transportiert. Scherben dieser charakteristischen Einmal-Verpackungen finden sich sehr zahlreich in römischen Siedlungen. Schließlich gehören Holzfässer, von denen ebenfalls Reste und Darstellungen auf Bildträgern in nicht geringer Zahl im Moselland und am Rhein gefunden wurden, in diese Reihe¹.

Das antike Fass (*cupa*) ähnelte seinen neuzeitlichen Nachfolgern bereits in hohem Maße. Fässer wurden, nachweislich seit spätkeltischer Zeit, vor allem in Norditalien, im Alpenraum und weiter nördlich eingesetzt². Die Fassdauben waren meist aus Tannen- oder anderem Nadelholz gemacht und wurden von Fassreifen zusammengehalten. Teils waren sie innen mit Pech oder Harz zur Abdichtung bestrichen. Häufig verfügten sie über ein oder mehrere Spundlöcher. Die größten Exemplare waren über zwei Meter groß und fassten weit über 1000 Liter³. In der antiken Literatur sind Fässer belegt als Aufbewahrungs- und Transportbehälter für Wein, daneben aber auch für Essig, Salz, Ge-

treide, Früchte und Wasser⁴. Da viele Fässer Spundlöcher hatten, ist in erster Linie an Flüssigkeiten zu denken. Erhalten haben sich in der Regel nur Reste solcher Behältnisse, die in zweiter Verwendung als Fassbrunnen vergraben und so im feuchten Boden konserviert wurden. Da dies in der Antike jedoch ein weit verbreitetes Verfahren war, sind mittlerweile zahlreiche Funde originaler Fässer bekannt geworden⁵.

Holzfüsser sind auBerdem auf einer Reihe von Steindenkmälern des 1. bis 3. Jhs. dargestellt. Bekanntestes Beispiel ist das so genannte „Neumagener Weinschiff“, das den Transport von Fässern auf einem mit Rudern angetriebenen Schiff zeigt und um 220 n. Chr. als Grabmalaufsatz hergestellt wurde (Abb. 1). Ihm an die Seite zu stellen sind weitere, vergleichbare Skulpturen. Auch Relieffdarstellungen von Fässern, die beim Transport, in Verkaufsläden oder in Zusammenhang mit Gottheiten gezeigt werden, kamen an verschiedenen Fundorten ans Tageslicht. In der Regel wird als Inhalt sämtlicher dargestellter und auch der meisten durch Originalfunde belegten Fässer Wein (*vinum*) angenommen. So werden etwa aus den Steindenkmälern mit Fassdarstellungen schnell Grabmäler von Weinhändlern (*vinarii*). In der wis-



Abb. 1. Das so genannte „Neumagener Weinschiff“ im Rheinischen Landesmuseum Trier.

senschaftlichen Literatur erfolgen solche Interpretationen zuweilen nach ausführlicher Diskussion⁶, in den populären und in großer Zahl vorhandenen Werken zum antiken Weinanbau jedoch in der Regel unkritisch.

Auf den ersten Blick scheint dies aufgrund der eingangs skizzierten allgemeinen Quellensituation auch gut möglich. Bei genauerem Hinsehen sind konkrete Verbindungen von Fässern oder Fassdarstellungen zu Reben oder Trauben allerdings selten und rasch aufgezählt. Als erstes wäre an die über 150 bekannten Fassmarken zu denken. Dies sind Beschriftungen, die mit Brandstempeln aufgetragen, eingeschnitten, geritzt oder aufgemalt wurden. In Analogie zu vergleichbaren Aufschriften bei Amphoren könnte man von ihnen Informationen zu den Inhalten der Fässer erwarten. Dies ist jedoch nicht der Fall. Stattdessen finden sich Personennamen, administrative Bezeichnungen und Mengenangaben⁷. Lediglich die Graffiti BACCVS F auf zwei Fässern aus Winterthur-Oberwinterthur, Kt. Zürich (*Vitudurum*), könnten auf Bezug zu Wein hindeuten⁸. Allerdings wird hier nicht der Weingott bezeichnet, sondern der Arbeiter, der die Fässer herstellte. Ebenso im Unterschied zu Amphoren liegen bislang nur vereinzelt Analysen von Inhaltsresten vor. Mit naturwissenschaftlicher Methodik konnte als Inhalt eines Fasses aus Bergkamen-Oberaden, Kr. Unna, mit hoher Wahrscheinlichkeit Wein ermittelt werden⁹. Des Weiteren lassen sich statistische Überlegungen heranziehen. In der zweiten Hälfte des 3. Jhs. ging die Zahl von Transportamphoren nördlich der Alpen deutlich zurück, was mit einem verstärkten Weinanbau vor Ort und der Nutzung anderer Behältnisse, von Fässern also, zu erklären ist¹⁰. Auch ein Blick auf eine weitere Fundgruppe lohnt hier: Die bereits erwähnten Aufschriften auf Trinkgefäßen spiegeln scheinbar die mengenmäßigen Verhältnisse deutlich wider. Den vielen hundert Bezügen zu Wein stehen nur eine Handvoll Gefäße gegenüber, deren Beschriftungen sie als „Bierhumpen“ ausweisen¹¹. Dies darf m. E. jedoch nicht als zu starkes Argument herangezogen werden. Denn bei weitem nicht alle Gefäße wurden beschriftet. Vielmehr ist diese Sitte auf bestimmte

Warenarten und Gefäßformen beschränkt, nämlich die so genannte Trierer Spruchbecherware und einige barbotineverzierte bzw. mit Farbe bemalte Becher in Terra-Sigillata-Technik. Aus dem Quellenbestand geht also genau betrachtet lediglich hervor, dass bestimmte Arten des Trinkgeschirrs in erster Linie für Wein verwendet wurden. Die zahlreichen nicht beschrifteten Tonbecher oder auch die zu postulierenden Holzgefäße entziehen sich gänzlich solchen Beurteilungen. Schließlich lassen sich noch einige wenige Steindenkmäler in Bezug auf unsere Fragestellung auswerten. Bekanntes Beispiel ist das Relief des Gottes Sucellus aus Kinheim, Lkr. Bernkastel-Wittlich, aus dem fortgeschrittenen 3. Jh. Es zeigt den Gott u. a. mit Trauben und vier Fässern¹². Ein *cuparius et saccarius* war in Trier Küfer und Hersteller von Weinsieben¹³. Es liegt auf der Hand anzunehmen, dass seine Fässer auch Wein zum Inhalt hatten. Weitere, verstreute Hinweise ließen sich anführen, würden das skizzierte Quellenbild jedoch nicht wesentlich verändern.

Die aufgeführten Belege und Indizien führen häufig zu dem Schluss, als Inhalt von gallo-römischen Fässern generell Wein anzunehmen. Inwieweit diese Aussage jedoch auf die große Zahl der nicht aus sich selbst heraus zu interpretierenden Funde übertragen werden kann, bleibt zu prüfen. Aus literarischen Quellen¹⁴ sind wir darüber unterrichtet, dass im eisenzeitlichen Gallien aus Getreide gebrautes Bier oder aus Honig hergestellter Met weit verbreitet war¹⁵. Das einheimische Bier, in unseren Breiten meist *cervesa*, *cervesia* oder *cervisia* genannt, wurde durch den von den Römern mitgebrachten Wein nicht völlig verdrängt. Plinius der Ältere bezeichnet in der Mitte des 1. Jhs. Bier in verschiedenen Sorten sogar als das Getränk der Gallier und Spanier¹⁶. Ende des Jahrhunderts schreibt Tacitus ähnliches über die Germanen¹⁷. Für die antiken Autoren waren die „nicht-römischen“ Getränke Bier und Met sogar kennzeichnend für die barbarischen Völker der Kelten und Germanen. Im Jahr 301 n. Chr. fand das Bier als offensichtlich oft verhandeltes Produkt Eingang in das Höchstpreisedikt des Kaisers Diokletian. Und auch der spätere Kaiser Julian pries in

der Mitte des 4. Jhs. die Vorzüge des römischen Weines gegenüber dem Bier der Kelten¹⁸. Noch etwas später waren die Gallo-Römer laut Ammianus Marcellinus dem Wein zwar zugetan, mussten sich aber oft mit Ersatzgetränken behelfen¹⁹. Auch als Pflege- und Heilmittel wurde es empfohlen, so von Plinius dem Älteren für die Gesichtshaut der Frauen und Marcellus Empiricus gegen Husten²⁰. Sowohl in der Latène- als auch in der Römischen Kaiserzeit scheinen demnach Bier und Met in Gallien und Germanien eine wichtige Rolle gespielt zu haben. Und dies gilt keineswegs nur für Gegenden, in denen das Konkurrenzprodukt Wein vielleicht nicht vertreten war. Sogar in Trier, mit Sicherheit einer der Hauptumschlagplätze für lokal angebauten und importierten Wein, fanden sich drei inschriftliche Belege für Bierbrauer und -händler²¹. Auch archäologische und archäobotanische Funde deuten auf die Beliebtheit des Bieres hin. In Eberdingen-Hochdorf, Lkr. Ludwigsburg, ließ sich im Umfeld des berühmten Fürstengrabes frühkeltische Bierherstellung nachweisen²². In Regensburg-Großprüfung (*castra Regina*)²³ und Xanten, Kr. Wesel (*colonia Ulpia Traiana*)²⁴, fanden sich Hinweise auf römerzeitliches Brauen von Bier. Für die Tonamphoren des Typs Dressel 20 similis, die in Obergermanien nach dem Vorbild spanischer Ölamphoren hergestellt wurden, wird Bier als möglicher Inhalt diskutiert²⁵. Aus dieser Reihe zu streichen ist leider die so genannte „Alzeyer Biermaische“, die lange Zeit als das älteste Bier Deutschlands bezeichnet wurde. Bei diesen Inhaltsresten einer spätrömischen Amphore handelt es sich lediglich um eine honighaltige Substanz, die jedoch immerhin auf Met hindeuten könnte²⁶. Schließlich kann, ganz allgemein gesagt, besonders im Grenzgebiet am Rhein im 3./4. Jh. mit einem stets anwachsenden germanischen Bevölkerungsanteil gerechnet werden. Diese Leute verschmähten den Wein sicher nicht, dürften aber auch zu einem guten Teil dem Genuss der gewohnten Getränke Bier und Met zugetan gewesen sein. Ein wachsender Absatzmarkt war für die gallo-römischen Bierbrauer und Händler also sehr wahrscheinlich gegeben. Wein hatte zwar die Vorteile der längeren Haltbarkeit und des edleren Rufes, Bier und Met blieben daneben jedoch in der gesamten Römischen Kaiserzeit als alt

hergebrachtes Getränk vor allem der einfachen Leute bestehen – und das Bier ist dies bis heute (Abb. 2).

Darüber hinaus stellte man aus Weinbeeren nicht nur Wein her. Die Soldaten und auch die einfache Zivilbevölkerung trank zur Grundversorgung Essigwasser (*posca*) oder mit Wasser versetzten Tresterwein (*lora*). Diese Getränke mussten ebenfalls in großen Mengen erzeugt werden. Neben dem *vinum* aus Weinbeeren gab es außerdem aus vielerlei pflanzlichen Grundstoffen hergestellte weinähnliche Getränke, die man *ficticium* nannte²⁷. Besonders Apfel-, Kirsch- und andere Obstweine kommen in Frage.

Auch die zahlreichen archäologischen Befunde, die spät-römischen Weinanbau an der Mittelmosel belegen, sind nicht so sehr Beweis für eine Dominanz dieses Wirtschaftszweiges in der Region. Vielmehr sind sie ein Ausdruck der aktuellen Quellensituation. Gute Erhaltungsbedingungen und gezieltes Nachforschen sind die Hauptursachen für unsere guten Kenntnisse über die Weinkelteranlagen an den Hängen der Mittelmosel. Dies darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass vor allem Getreide als Grundnahrungsmittel, daneben aber auch Honig wichtige Faktoren in der Landwirtschaft waren. Somit lagen die Grundstoffe

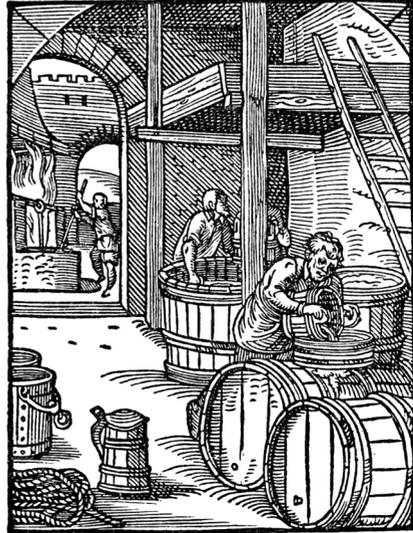


Abb. 2. Der Bierbrauer. Aus Jost Ammans „Ständebuch“ von 1568. „*Auß Gersten sied ich gutes Bier / Feißt und Süß, auch bitter monier / In ein Breuwkessel weit und groß / Darein ich denn den Hopffen stoß / Laß den in Brennten külen baß / Damit füll ich darnach die Faß / Wol gebunden und wol gebicht / Denn giert er und ist zugericht.*“

für Bier und Met ohnehin vor. Ähnliches gilt für Obstpflanzungen. Lediglich die Nachweise für die Herstellung dieser Getränke sind nicht so leicht zu erbringen wie im Fall des Weins.

Möchte man also nach Konsultation der Quellen nicht davon ausgehen, dass der Wein das seit langem bei der gallischen und germanischen Bevölkerung etablierte Bier und andere Getränke völlig verdrängte, bleibt der zwingende Schluss, dass ein nicht geringer Teil der römischen Fässer ursprünglich andere Inhalte als Wein hatte. Denn wo sonst wenn nicht in Fässern hätte man diese Getränke aufbewahren und transportieren sollen? Als Alternativen für Flüssigkeiten und Schüttgut stehen Fässer in Konkurrenz zu Amphoren und Schläuchen bzw. Säcken aus verschiedenen Materialien. Einfach und kostengünstig herzustellen waren alle drei Arten von Behältern. Fässer haben jedoch den Vorteil des sehr viel größeren Volumens. Sie waren darüber hinaus leichter und einfacher zu transportieren als Amphoren und stabiler als Schläuche oder Säcke. Darüber hinaus scheiden Amphoren für Festgut wegen der schmalen Mündung völlig aus. Diese Vorteile von Fässern müssen auch die Produzenten und Händler anderer Güter als Wein für sich genutzt haben, und dies in nicht geringem Ausmaße. Gerade Trier war ein Produktionsort und Umschlagplatz von überregionaler Bedeutung²⁸.

In den meisten Fällen lässt sich der einstige Inhalt eines römischen Fassfundes oder einer Fassdarstellung im Osten Galliens und am Rhein nicht mehr erschließen. Unzweifelhaft ist, dass oft tatsächlich Wein als Inhalt anzunehmen ist. Bei einer bloßen Annahme muss es im Einzelfall aber auch meist bleiben, zu wenig von der Hand zu weisen sind die zahlreichen sonstigen Alternativen. Abschließend sei etwas überspitzt daran erinnert: Es ist nicht auszuschließen, dass selbst das „Neumagener Weinschiff“ eigentlich ein „Bierschiff“ sein könnte.

Anmerkungen

- ¹ Eine grundlegende Zusammenfassung bietet MARLIÈRE 2002. – Siehe auch ULBERT 1959, 6–29; GALSTERER 1992, 203–216; MARLIÈRE 2001, 181–201.
- ² CAES. Gall. 8,42. – STRAB. 5,1,8. 12. – PLIN. nat. 14,132.
- ³ Etwa in Xanten bis zu 1440 Liter (GROENEVELD 1993, 62–64) oder in Oberaden bis zu 1300 Liter (KÜHLBORN 1992, 117 f.)
- ⁴ HILGERS 1969, 164 f. Nr. 130 mit den Belegstellen. – Den Transport von Heilwasser im spanischen Castro Urdiales (*Flaviobriga/Salus Umeritana*) belegt eine Silberschale: MARLIÈRE 2002, 154 R 70.
- ⁵ So auch in Mainz, fotografisch abgebildet in LOESCHCKE 1933, 25 Abb. 23.
- ⁶ So z. B. in KÜHLBORN 1992, 118–120; GALSTERER 1992, 211 f.; MARLIÈRE 2002, 173 f.
- ⁷ MARLIÈRE 2002, 102–117.
- ⁸ EBD., 62 T 111 f.
- ⁹ HOPF 1967, 215 f.
- ¹⁰ MARTIN-KILCHER 1995, 96–98 Abb. 8.
- ¹¹ KÜNZL 1991, 171–185. – KÜNZL 1997, 96.
- ¹² ROLLER, 2005, 153 Nr. 37 mit weiterer Literatur.
- ¹³ CIL XIII 3700. – BINSFELD 1972, 257 f. Anm. 10 f.
- ¹⁴ Eine Übersicht über die literarischen Quellen bietet der Artikel RE III, 1 (1897) 457–464 s. v. Bier (Olck).
- ¹⁵ POSEID. bei Athen. 4,152. – DIODOR 26,2 f.
- ¹⁶ PLIN. nat. 14,149. 22,164. – Siehe auch OROS. hist. 5,7,13 f. über das Bier der spanischen Numantiner.
- ¹⁷ TAC. Germ. 23.
- ¹⁸ IUL. epigr. 1.
- ¹⁹ AMM. 15,12,4.
- ²⁰ MARCELL. med. 16,33.
- ²¹ CIL XIII 450* (*negotiator artis cervesariae sive creariae*); CIL XIII 11319; Ber. RGK 17, 1927, 13 Nr. 41 (*negotiator cervesarius*). – Vgl. CIL XIII 11360 (*cervesarius* aus Metz). – Siehe BINSFELD 1972, 257.
- ²² STIKA 1996, 64–75.
- ²³ RIECKHOFF 1992, 27–33. – DREISBUSCH 1994, 189 f.
- ²⁴ BECKER/TEGTMEIER 1998, 85–87.
- ²⁵ EHMIG, 2003, 159–161.
- ²⁶ HOPF 1963, 68–75.
- ²⁷ PLIN. nat. 14,98–115; 23,52 f.
- ²⁸ LUIK 2001, 245–282.

Literatur

- BECKER, W. D. /TEGMEIER, U., Römisches Bier in Xanten? Arch. Rheinland 1998, 85–87.
- BINSFELD, W., Eine Bierverlegerin aus Trier. Zu CIL XIII 450. Germania 50, 1972, 256–258.
- DREISBUSCH, G., Darre oder Räucherammer? Zu römischen Heizanlagen in Westdeutschland. Fundber. Baden-Württemberg 19, 1994, 181–207.
- EHMIG, U., Die römischen Amphoren aus Mainz. Frankfurter Arch. Schr. 4 (Möhnesee 2003) 159–161.
- GALSTERER, B., Stempel und Graffiti auf Holzfässern aus Oberaden. In: J.-S. KÜHLBORN, Das Römerlager in Oberaden III. Die Ausgrabungen im nordwestlichen Lagerbereich und weitere Baustellenuntersuchungen der Jahre 1962–1988. Bodenaltertümer Westfalens 27 (Münster 1992).
- HILGERS, W., Lateinische Gefäßnamen. Bezeichnungen, Funktion und Form römischer Gefäße nach den antiken Schriftquellen. Bonner Jahrb. Beih. 31 (Düsseldorf 1969).
- HOPF, M., Untersuchungen am Inhalt des römischen Doliums aus Alzey. Jahrb. RGZM 10, 1963, 68–75.
- HOPF, M., Einige Bemerkungen zu römerzeitlichen Fässern. Untersuchungen aus dem botanischen Labor am RGZM. IV. Jahrb. RGZM 14, 1967, 212–216.
- KÜHLBORN, J.-S., Das Römerlager in Oberaden III. Die Ausgrabungen im nordwestlichen Lagerbereich und weitere Baustellenuntersuchungen der Jahre 1962–1988. Bodenaltertümer Westfalens 27 (Münster 1992).
- KÜNZL, S., Ein Biergefäß aus Mainz. Barbotinedekorierte Terra Sigillata mit Inschriften. Mainzer Zeitschr. 86, 1991, 171–185.
- KÜNZL, S., Die Trierer Spruchbecherkeramik. Dekorierte Schwarzfirniskeramik des 3. und 4. Jahrhunderts n. Chr. Trierer Zeitschr. Beih. 21 (Trier 1997).
- LOESCHKE, S., Denkmäler vom Weinbau aus der Zeit der Römerherrschaft an Mosel, Saar und Ruwer (Trier 1933).
- LUIK, M., Römische Wirtschaftsmetropole Trier. Trierer Zeitschr. 61, 2001, 245–282.
- MARLIÈRE, É., Le tonneau en Gaule romaine. Gallia 58, 2001, 181–201.
- MARLIÈRE, É., L'outre et le tonneau dans l'Occident romain. Monogr. Instrumentum 22 (Montagnac 2002).
- MARTIN-KILCHER, ST., Weinanbau und Weinimport in der Schweiz zur Römerzeit. In: K.-J. GILLES (Hrsg.), Neuere Forschungen zum römischen Weinbau

- an Mosel und Rhein. Schriftenr. Rhein. Landesmus. Trier 11 (Trier 1995) = Schr. Weingesch. 115 (Wiesbaden 1995).
- RIECKHOFF, S., Eine römische „Brauerei“ aus Regensburg. In: E. M. RUPRECHTSBERGER (Hrsg.), Bier im Altertum. Ein Überblick. Linzer Arch. Forsch. Sonderh. 8 (Linz 1992) 27–33.
- ROLLER, O., Die Landwirtschaft der Spätantike in Obergermanien und dem Ostteil der Gallia Belgica. In: Imperium Romanum. Römer, Christen, Alamannen. Die Spätantike am Oberrhein. Große Landesausstellung Baden-Württemberg im Badischen Landesmuseum Schloss Karlsruhe 22.10.2005–26.2.2006 (Stuttgart 2005).
- STIKA, H.-P., Keltisches Bier aus Hochdorf. In: J. Biel (Hrsg.), Experiment Hochdorf. Keltische Handwerkskunst wiederbelebt. Schr. Keltenmus. Hochdorf/Enz 1 (Stuttgart 1996) 64–75.
- ULBERT, G., Römische Holzfässer aus Regensburg. Bayer. Vorgeschbl. 24, 1959, 6–29.

Antike Autoren

AMM.

AMMIANUS MARCELLINUS

DIODOR

DIODORUS SICULUS

IUL. epigr.

IULIANOS, epigrammata

MARCELL. med.

MARCELLUS EMPIRICUS, de medicamentis

OROS. hist.

OROSIUS, historiae

PLIN. nat.

PLINIUS MAIOR, naturalis historia

POSEID.

POSEIDONIOS

TAC. Germ.

TACITUS, Germania

Abbildungsnachweis

Abb. 1. Foto: S. KÜHN, Bearbeitung durch Verf.

Abb. 2. Illustration: Gemeinfrei. Text: M. LEMMER (Hrsg.), Jost Amman. Das Ständebuch (Leipzig 1975) 43.

Numismatische Grundlagenarbeit abgeschlossen

Neuerscheinung: 2. Nachtragsband zu FMRD IV 1 (Rheinhessen) mit Hinzunahme des Kreises Bad Kreuznach

Gerd Rupprecht

Mit dem von P. R. Franke 1960 veröffentlichten Hauptband FMRD IV, 1 wurde der bis dahin bekanntgewordene antike Fundmünzenbestand von Rheinhessen – im damaligen politischen Zuschnitt – erstmals vollständig der Wissenschaft und der interessierten Leserschaft vorgelegt.

Im Jahr 2006 erschien dann der erste Nachtragsband FMRD IV 1 N 1, für dessen wissenschaftliche Bearbeitung J. Gorecki verantwortlich zeichnet. Der Band enthält wegen der Fülle des Fundmünzenzuwachses in ganz Rheinhessen allein die Neufunde aus der Stadt Mainz und seiner Vororte. Konsequenterweise werden jetzt im Jahr 2010 mit dem zweiten Nachtrag FMRD IV 1 N 2 die Zuwächse in den Gebieten der rheinhessischen Kreise Mainz-Bingen, Alzey-Worms und der Stadt Worms bis zum Redaktionsschluss 2008 veröffentlicht. Wie schon beim Nachtrag 1 hat auch hier wieder in erster Linie J. Gorecki die wissenschaftliche Bearbeitung vorgenommen. D. Wigg-Wolf steuerte einige Beiträge bei. In kleinerem Umfang traten im Lauf der Jahre Bestimmungsarbeiten anderer Münzkundler hinzu.

Ohne die Kulturlandschaftsgeographie verändern zu wollen, wird im neuen Band auch der Fundmünzenzuwachs des Kreises Bad Kreuznach seit 1980 mit erfasst, da der Hauptband FMRD IV 4 für den ehemaligen Regierungsbezirk Koblenz noch nicht erschienen ist. Dieser räumliche Ausgriff erklärt sich aus dem Bestreben, die vollständige numismatische Bestandserfassung für das gesamte Arbeitsgebiet der Mainzer Dienststelle der Landesarchäologie vorzulegen. Die Fundmünzenerfassung erstreckte sich auf das gesamte rheinhessische Gebiet und den Kreis Bad Kreuznach nach der Kreisreform

Ende der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Dadurch entstanden im Vergleich zur Zeit davor örtliche Zuwächse aus dem nordpfälzer Raum. So werden im 1965 erschienenen Band FMRD IV 2 (Pfalz) von H. Chantraine als Bearbeiter noch das Alsenztal und die Orte Altenbamburg, Becherbach, Duchroth, Ebernburg, Feilbingert, Hochstätten, Oberhausen und Odernheim genannt, die jetzt zum Kreis Bad Kreuznach gehören. Nachträge zu diesen Gemeindegebieten sind deshalb im „Rhein Hessen-/Kreis Bad Kreuznach-Band“ zu finden.

Eine ausführliche Darstellung der Organisation, der Grundsätze und der wissenschaftlichen Ziele des Gesamtwerkes findet sich im Band I 1 Oberbayern, 7–17 und im Jahrbuch für Numismatik und Geldgeschichte 7, 1956, 9–71.

Das FMRD-Gesamtwerk gliedert sich in Abteilungen, die der Einteilung in Bundesländer entsprechen. Die Abteilungen zerfallen in Regierungsbezirke, diese wiederum in Kreise und kreisfreie Städte. Die unterste verwaltungspolitische Gliederungsebene stellen schließlich die Orte dar. Rheinland-Pfalz bildet die Abteilung IV, doch die zu Beginn des Unternehmens festgesetzte weitere Aufgliederung in Regierungsbezirke und Kreise hat nach verschiedenen Gebietsreformen bei Regierungsbezirken und Kreisen zu mancherlei Änderungen geführt. Inzwischen gibt es sogar die Regierungsbezirke nicht mehr. Begründet wurde das Unternehmen „der kritischen Neuaufnahme der Fundmünzen der römischen Zeit in Deutschland“ Mitte der fünfziger Jahre des 20. Jhs. in München von unvergessenen Altmeistern der Alten Geschichte, Numismatik, Epigraphik und Papyrologie wie z.B. K. Kraft. Nach Ansiedelung des Projektes bei der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt sowie der dortigen Johann Wolfgang Goethe-Universität erwuchs schließlich das Mainzer Akademie-Projekt (Kommission für Geschichte des Altertums) „Fundmünzen der Antike“. Für die Zeit in Frankfurt und Mainz war das Projekt untrennbar mit der „Meisterin“ Frau Prof. Dr. M. Radnoti-Alföldi verbunden. Für das Jahresende 2009 wurde schließlich die Auflösung des Unternehmens beschlossen. Der Rhein Hessen-Nachtrag gehört somit zu den letzten Publikationen dieses numismatischen Großwerkes.

Zur Bewältigung der Aufgabe, den noch ausstehenden Rheinhessen-Nachtragsband herauszubringen, wirkten wie schon beim Nachtragsband „Mainz“ J. Gorecki (Uni Frankfurt) und G. Rupprecht (Landesarchäologie Rheinland-Pfalz) in bewährter Weise zusammen. Letzterer „beschaffte“ das Münzmaterial und J. Gorecki nahm die wissenschaftliche Bearbeitung vor. Erfasst wurden alle Münzfunde nach dem Redaktionsschluss des Hauptbandes, also nach 1959/60. Von 1960–1980 wurden die Angaben aus der Literatur entnommen, hauptsächlich der Mainzer Zeitschrift, wobei zahlreiche Münzen präziser nachbestimmt werden mussten. Allerdings stand eine Reihe von Münzen in Privathand nicht mehr zur Verfügung: verkauft, verschenkt, verloren, Finder unbekannt verzogen usw. Andere konnten in Privatsammlungen nicht mehr sicher identifiziert werden. Seit 1980 entstammten die Münzen dann den Grabungen der Landesarchäologie, systematischen Begehungen und Zufallsfunden und erhielten jeweils sofort eine exakte ausführliche Herkunftsangabe sowie die wissenschaftliche Bestimmung nach neuestem Standard. Von Privatseite gemeldete Zufallsfunde wurden gleichfalls erfasst, sofern die Herkunftsangabe ausreichend genau und vor allem verlässlich erschien. Einige wenige Neuzugänge gab es allerdings auch von jenen Personen, die bisher Angst hatten, der Landesarchäologie Funde zu melden, da sie meinten, diese würden Ihnen abgenommen. Die Landesarchäologie hat ganz im Gegenteil in der Vergangenheit alle gemeldeten Einzelfunde kostenlos konservatorisch in einen besseren Zustand gebracht, wissenschaftlich bestimmt und mit Expertisen an die Fundmelder zurückgegeben.

Wie in bisherigen Bänden wird der gesamte Fundmünzenbestand mit einer Reihe von Indices thematisch erschlossen: Siedlungs-, Grab-, Schatz- und Weihefunde. Erfasst sind auch griechische, keltische, byzantinische und völkerwanderungszeitlich/frühmittelalterliche Münzen. Darüber hinaus gibt es Rubriken für hybride, subaerate, subferrate und incuse Münzen. Auch Doppelschläge, Barbarisierungen, Gussmünzen und Bleivotive als Münzersatz sind listenmäßig erfasst, ebenso neue Typen und Varianten. Schließlich

sind unter der Überschrift „Nachträgliche Veränderungen“ noch folgende Erscheinungen festgehalten: Überprägung, Halbierung, Drittelung, Viertelung, Einhiebe, Lochung, Randaufhämmung, Oberflächenbearbeitung, Plattschlagung, Punzen und Gegenstempel (mit Zeichnung). Die Angabe des Verbleibes soll spätere Rückgriffe auf das Original ermöglichen.

Entgegen früherer Gewohnheit stehen den Ortskapiteln keine archäologischen Ortsgeschichten in Kurzform voran. Die zunehmende Zahl der von der Landesarchäologie publizierten archäologischen Ortsbetrachtungen ersetzen sie zunehmend und viel ausführlicher.

Insgesamt wurden etwas weniger als 7000 Fundmünzen erfasst, darunter von so bedeutenden Fundorten wie Alzey, Bad Münster a. St.-Ebernburg, Guldental-Heddesheim und Worms. Erstmals bekannt gegeben wird der Schatzfund von Schnepfenbach, der mit Prägungen des Laelianus, Marius und Victorinus endet. Von Bedeutung ist auch das Motivdepot von Nierstein-Schwabsburg, in dem neben regulären Prägungen u.a. auch amorphe Bleistücke nachweislich als Münzersatz niedergelegt wurden. Die vergebenen Fundmeldenummern (FM) weisen den Weg zu den in der landesarchäologischen Dienststelle in Mainz archivierten Befunden.

Die Grundlage für die geldgeschichtliche Auswertung in der Region Rheinhessen, oberster Mittelrhein und untere bis mittlere Nahe ist geschaffen. So können nun z.B. Geldumlauf, Geldzufluss und andere wissenschaftliche Fragen erforscht werden. Zukünftige Vermehrungen des Fundmünzenbestandes werden in der Mainzer Archäologischen Zeitschrift publiziert.

Für seine herausragende wissenschaftliche Arbeit, die zur Publikation der Nachtragsbände 1 und 2 zum FMRD IV 1 Rheinhessen-Hauptband führte, wurde J. Gorecki mit dem hochdotierten Pater Fuchs-Archäologie-Preis geehrt.

Literatur

FRANKE, P. R., Rheinessen. FMRD IV 1 (Berlin 1960).

GORECKI, J., Stadt Mainz. FMRD IV 1 N 1. Zugleich: G. RUPPRECHT (Hrsg.),
Mainzer Arch. Schr. 5 (Mainz 2006).

GORECKI, J., Rheinessen. FMRD IV 1 N 2. Zugleich: G. RUPPRECHT (Hrsg.),
Mainzer Arch. Schr. 12 (Mainz 2010).

Nachsatz

Weitere Corpora z.B. für Ziegel, Arretina und Metallgefäße sind in fortgeschrittenem Bearbeitungsstand.

Musikarchäologische Funde aus der Römerzeit – Ein Survey in Rheinessen

Heike Zechner

Musikarchäologie – ein Forschungszweig „zwischen den Stühlen“

Eines der erklärten Ziele der Archäologie ist die „Erforschung vergangener Kulturen auf der Basis der materiellen Hinterlassenschaften“¹. Innerhalb der Kulturwissenschaften kommt der Archäologie die Aufgabe zu, Kulturen vor dem Einsetzen der historischen Zeit zu charakterisieren. Ein wichtiger, aber archäologisch oft wenig beachteter Aspekt menschlicher Kultur ist die Musik. Musik umgibt uns, ist zugegen bei fröhlichen und traurigen Feiern, ist ein Träger der kultischen Handlungen, kurz gesagt: sie ist allgegenwärtig. In Museumsmodellen dagegen sieht man Handwerker, Jäger, Händler, Küchenszenen, Musik spielt fast nie eine Rolle. Bisher scheint Musik in der archäologischen Forschung nicht angemessen behandelt worden zu sein.

Ein Grund hierfür ist der Umstand, dass die direkte Quelle für Musikausübung, die Instrumente, meist aus vergänglichem Material gefertigt sind. Nur selten findet man eindeutig zu identifizierende Überreste von diesen. Oft sind die Fragmente nicht als Teile von Instrumenten zu erkennen – und werden dann unter „Sonstiges“ oder „nicht identifizierbar“ im Fundmaterial aufgelistet. In einer Sensibilisierung der Archäologen für die Musik lägen somit auch neue Impulse für die Vor- und Frühgeschichte zur möglichst vollständigen Erforschung vergangener Kulturen.

Die Archäologie benötigt also eine Methode, um diesen vergänglichen Teil der Kultur untersuchen zu können. Mit dem Begriff „Musikarchäologie“ wird die Forschungsrichtung bezeichnet, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Klänge und möglichst auch Musik und Musikleben der Vorgeschichte zu rekonstruieren.

Nähert man sich dieser Frage seitens der Musikwissenschaft, so wird

in der historischen Musikwissenschaft darauf verwiesen, dass die „ältere Musik, also die Musik des Mittelalters und der Renaissance [...] uns nicht gegeben [ist] wie die klassische oder romantische Musik“². In der Musikgeschichtsforschung spielt die Vorgeschichte daher eine nur nebensächliche Rolle. Wird die Vorgeschichte gelegentlich in populärwissenschaftlichen Werken berührt, so gehört dort die „Musik der Frühzeit zum Kultbereich, ihr Klang ist Beschwörung des Unsichtbaren“³. Die Erforschung vergangener Musikkulturen ist auch hier somit noch nicht erschöpfend erfolgt, da sich der vagen Vorstellung von vorzeitlicher Musik ein ebenso nebulöser Begriff von Kult hinzugesellt.

Welche Methoden hat die Archäologie zur Rekonstruktion prähistorischer Musik? Schon im ausgehenden 19. Jh. begann man, aufgrund der Idee, „primitive Kulturen“ gäben unseren Status der Vorgeschichte wieder, die Musik von Naturvölkern zu erforschen. Vorreiter dieser Richtung waren C. Stumpf⁴ und vor allem C. Sachs⁵. Heute ist dieser Forschungsansatz immer noch bedeutsam, v. a. hinsichtlich der Frage, wie man uns unbekannte Instrumente verwendet und zu welcher Kunstfertigkeit man mit bestimmten Techniken möglicherweise auf ihnen gelangen kann.

Die „Internationale Studiengruppe musikarchäologischer Forschung“ arbeitet seit 1997 als eine selbstständige Studiengruppe, die mit dem Deutschen Archäologischen Institut eng verbunden ist⁶. In jüngster Zeit werden daher verstärkt Musikinstrumente aus dem archäologischen Blickwinkel betrachtet, d.h. archäologische Bodenfunde untersucht und nachgebaut. Als Paläoorganologie bezeichnet man jene Methode, die Musikinstrumente als Quelle der Musikausübung untersucht. Da Musikarchäologen meist auch praktizierende Musiker sind, ist ein wichtiger Teil der Arbeit auch das Spiel auf nachgebauten Instrumenten.

Die Erforschung Römischer Musikkultur

Die Musik der Römer wurde von verschiedenen Seiten erforscht. Als zusammenfassende Monografie wird häufig F. Behns Publikation

„Musikleben im Altertum und frühen Mittelalter“⁷ genannt, in dem die bekannten Musikinstrumente vorgestellt werden, meist jedoch ohne auf archäologische Fundzusammenhänge zu verweisen. Besonderes Augenmerk richtet F. Behn auf Bild- und Schriftquellen der klassischen Antike, während Bodenfunde nur am Rande und oft unvollständig oder fehlerhaft wiedergegeben werden. „Die Geschichte der Musikinstrumente des ägäischen Raumes bis um 700 v. Chr.“ skizziert B. Aign⁸, indem er Darstellungen der Instrumente und Schriftquellen zu Rate zieht. Ebenso wie F. Behn verzichtet er dabei meist auf archäologische Verweise. G. Wille⁹ dagegen zieht in seiner Arbeit über „Die Bedeutung der Musik im Leben der Römer“ – so der Untertitel seiner Monografie „Musica Romana“ – ausschließlich Schriftquellen heran und macht gelegentlich Querverweise zu archäologischen Hinterlassenschaften. Auch G. Fleischhauer¹⁰ verwendet Abbildungen musikalischer Szenen zur Untersuchung der römischen Musikkultur. Sein Werk wird immer noch häufig zu Rate gezogen und zitiert. Auch die den Römern benachbarte Kultur der Kelten wurde untersucht. Hier sei A. Eibner¹¹ genannt, die „Das Musikleben in der Hallstattzeit“ anhand von Darstellungen auf Situlen erläutert, womit nicht nur Nachweise für die Instrumente erbracht werden, sondern auch die Stellung des Musikers und die Funktion von Musik in der frühen Eisenzeit untersucht werden konnten.

Musikinstrumente in Rheinhessen und Nachbargebieten als Zeugnis der Musikkultur

In meinem Survey des Gebiets Rheinhessen möchte ich in erster Linie archäologische Funde von Musikinstrumenten vorstellen, die zeigen, in welchem Zusammenhang die Musik präsent war.

Saiteninstrumente

Uns sind eine Vielzahl von antiken Saiteninstrumenten bekannt. Da sie aus sehr vergänglichem Material sind, kannte man sie in erster Linie aus Darstellungen des alten Orients, Ägyptens und Griechenlands. Man unterscheidet Harfen, deren Saiten senkrecht zur Decke

des Resonanzkörpers verlaufen, von Leiern, deren Saiten parallel zum Schallkasten aufgespannt sind. Eine häufige Leierform ist die *kithara*. Sie begegnet uns als Instrument des Apoll, der sie kunstvoll spielt. Saiteninstrumente findet man häufig in Darstellungen, in dem der Gesang eine Rolle spielt. Besonders zu erwähnen ist die Bedeutung für die Musikerziehung, da mit Saiteninstrumenten das Rezitieren und der Vortrag epischer Formen geübt wurde. Dieser Tradition begegnen wir bei den Griechen und sie wurde ebenso bei den Römern noch gepflegt, die sie offenbar mit zu uns an den Rhein brachten.

Auf dem Viergötterstein in der Steinhalle des Museums Alzey ist



Abb. 1. Apollo Grannus, Steinhalle des Museums Alzey.

Apollo Grannus mit seiner *kithara* dargestellt. Sie besteht aus einem Schallkasten, an dem die Jocharme befestigt sind, eine Querverstrebung hält die Wirbel zur Stimmung des Instruments. Das massive Plektron dient zum Anschlagen der Saiten. Eine Besonderheit des Alzeyer Apolls ist die Fußstütze, mit der er das Instrument besser auf seinem Knie halten kann. Üblicherweise benutzte man beim *kithara*-Spiel einen Halteriemen, um die Finger frei zu haben. Die Spielhaltung des Alzeyer Apolls ist also etwas ungewöhnlich, wenn wir die Art der Darstellung nicht auf die Fantasie des Bildhauers zurückführen wollen.

Dass die Gesangstradition der Römer mit zu uns an den Rhein kam, wo wohl auch die einheimischen Musiker gern neue Anregungen aufnahmen, wissen

wir auch von dem römischen Historiker Ammianus Marcellinus (Ende 4. Jh.), der von germanischen Heldengesängen berichtet, gesungen *dulcibus lyrae modulis*, zu lieblichen Weisen der Leier also¹². Funde aus alemannischer Zeit scheinen direkt an eine römische Musikkultur anzuknüpfen. Auf dem alemannischen Gräberfeld Oberflacht, Baden-Württemberg, wurden zwei reich ausgestattete Gräber gefunden, die jeweils eine Leier enthielten. Schauen wir etwas den Rhein hinab, so finden wir im frühen Mittelalter in der Kirche St. Severin zu Köln eine ähnlich gebaute Instrumente, welches darauf hinweist, dass sich die Tradition des Singens zur Leier lückenlos bis ins Mittelalter fortsetzt. Da alle Instrumente stark fragmentiert waren, haben wir nur unsichere Rekonstruktionen dieser Instrumente. Dennoch können einige Details die Erkenntnisse, die wir aus den Darstellungen erhalten haben, noch etwas präzisieren: Die Instrumente eines Schallkastens, sind also hohl. Auch wenn sie fast wie ein Brett erscheinen, wurden sie aus dünnem Holz zusammengeleimt. Auf den Stegen können wir die Abdrücke der Saiten erkennen, sodass wir wissen, dass sie aus sechs Saiten bestanden. Diese frühmittelalterlichen Instrumente, welche zur Bezeichnung „Sängergräber“ führten, verweisen auf die Skaldentradition der germanischen und mittelalterlichen Lyrik. Aus Römischer Sicht sind sie vielleicht auch als Nachfahren einer Konzerttradition im ausgehenden Römischen Kaiserreich zu betrachten, bei der ein Virtuose sich selbst zum Gesang begleitete oder als Instrumentalist einen Chor oder das Schauspiel.

Rohrblattinstrumente: Tibiae

Ein weiteres zentrales Instrument römischer Musikkultur ist die *tibia*. Sie zählt zu den Schalmeiinstrumenten, die durch Rohrblätter zum Klingen gebracht werden. Dieses Prinzip wird heute noch bei Oboen und Klarinetten verwendet. Ursprünglich ein einfaches Volksinstrument, wurde es bei den Römern weiterentwickelt, von spezialisierten Handwerkern gefertigt. Eine Besonderheit ist die Verwendung als Doppelschalmei – daher die Mehrzahl *tibiae* oder griechisch *auloi* – bei der zwei Röhren aus Knochen oder Holz gleichzeitig geblasen

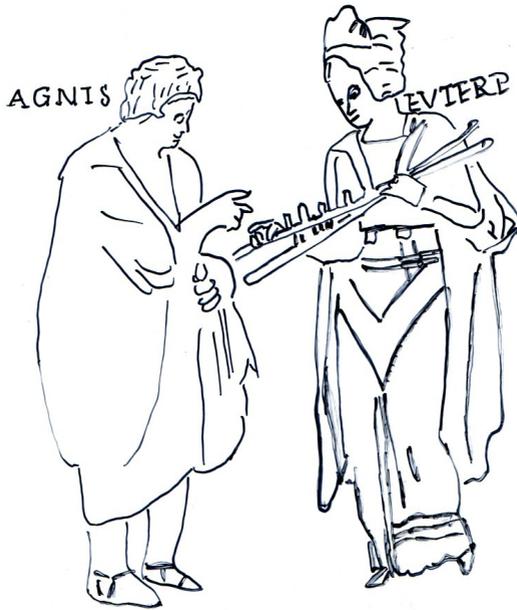


Abb. 2. *Tibia* mit Borbyxmechanismus. Nachzeichnung aus dem Monnus-Mosaik in Trier.

werden. Stimmringe, der sogenannter Bombyxmechanismus, machten das Spiel in mehreren Tonarten möglich. Bei uns ist dieses Instrument durch das Monnusmosaik in Trier und rheinabwärts durch das Kölner Dionysosmosaik belegt.

In der Kaiserzeit war außerdem die „Phrygische *tibia*“ in Gebrauch. Bei ihr ist eine der Röhren mit einer hornförmigen Schallöffnung versehen, was zu einem rauen Klang führt. Dieses Instrument sollte eine besondere Bedeutung im Kybelekult erlangen. Dieser Mysterienkult war bekannt für seine orgiastische Musik und Zeremonien. Bei der „Bluttaufe“ wurden Eingeweihte zu lauten *tibia*- und Becken-Klängen mit Stierblut benetzt.

Diese Kultpraktiken wurden auch in den nördlichen Provinzen ausgeübt. In Neuß konnte ein „Taufkeller“ identifiziert werden, zu dem einige Stufen hinab führen. Die lauten Klänge, die damals den Kult



Abb. 3. Magna-Mater-Stein mit Phrygischer Tibia.

begleiteten, werden durch das Fragment eines Beckens, das man in unmittelbarer Nähe fand, illustriert.

Der Magna-Mater-Stein in Alzey ist ein weiterer Beleg für diesen Kult in unserer Region. Der auf ihm abgebildete Stierkopf zeigt das Opfertier, daneben sind die beiden Röhren der *tibia* deutlich zu erkennen. Am oberen Ende sind die Rohrblätter angedeutet. Ähnlich wie bei einer modernen Oboe sind zwei dünne Holzblättchen zusammengebunden und von oben in das Schallrohr hineingesteckt. Deutlich ist die gebogene Schallöffnung, der aufgesetzte Schalltrichter zu erkennen. Ein weiteres Relief-Fragment aus der Alzeier Steinhalle zeigt eine Kultszene, bei der möglicherweise das Schallrohr einer „Phrygischen *tibia*“ zu sehen ist. Die *tibia* als Attribut des Magna-Mater- oder Kybele-Kultes hatte für den Betrachter offenbar Wiedererkennungswert.

Flöten

In der Literatur werden *tibiae* oft fälschlicherweise als „Flöten“ be-

zeichnet. Die Flöte jedoch wird als Instrument definiert, bei der der Luftstrom des Bläusers an einer Kante geschnitten wird, weshalb sie „Schneideinstrumente“ genannt werden. Die Panflöte war bei den Römern als Volksinstrument verbreitet, wohl auch, weil sie einfach herzustellen ist. Oft waren die unterschiedlich langen Röhren aus einem Block herausgearbeitet. Ein Exemplare aus Buchsbaum konnte beispielsweise in Uitgeest/ NL geborgen werden.

Die Querflöte oder der *plagiaulos* (griech.) war ebenfalls beliebt, vermutlich war sie sogar verbreiteter als die spärlichen Darstellungen schließen lassen. Einfach aus Knochen oder ausgehöhlten Zweigen herzustellen, konnte man sie im Alltagsleben wahrscheinlich überall antreffen. In der Werkstatt eines Mainzer Bildhauers fand sich eine Tonform auf der Pan mit einer Querflöte dargestellt ist¹³. Wir können dies als Zeichen für die Selbstverständlichkeit dieses Instrumentes deuten, welches als Hirteninstrument den Gott charakterisiert.

Trompeteninstrumente

Den Trompeteninstrumenten kam bei den Römern eine besondere Aufgabe im Militär zu, indem sie als Signalinstrumente verwendet wurden. Aus diesem Grunde sind sie immer wieder auf Abbildungen des Heeres zu sehen, zum Teil auch im Schlachtengetümmel. Die Römer hatten ein System entwickelt, den Klang des Instruments für die besonderen Anforderungen ihres Heeres zu verwenden. „Metallbläser“, *aeneatores*, wie sie genannt wurden, hatten Signale zu geben, auf die in der Schlacht reagiert wurde und die die Legion zu schnellen Manövern befähigte. In den Provinzen des römischen Reiches begegnen uns des öfteren Grabsteine, auf denen auf die Eigenschaft als Trompeter (*tubicen*) oder Cornubläser (*cornicen*) hingewiesen wird. Die Bläser waren seit der Zenturialverfassung des Septimius Severus (193–211) in zunftartigen Verbänden organisiert. Über den Sonderstatus der Bläser mit einer speziellen Ausbildung berichtet uns auch das Corpus Inscriptionum Latinarum (CIL) Nr. 3, indem es von einer Trompeterschule berichtet, die der Minerva huldigt: *Minervae Augustae sacrum scola Tubicinum ex votis posuit*¹⁴.

Auch in Mainz wurde der Grabstein eines *tubicen* gefunden. Dargestellt zusammen mit seiner *tuba*, einem geraden, fanfarenartigen Instrument, wird der Soldat Sibbaeus aus der 1. Kohorte der Ituräer genannt. In Neuß wurde ein Weihealtar für alle Götter von dem Cornicen Marcus Metionis Marcator gestiftet, wie dieser betont von seinem eigenen Geld (*sua pecunia*).

Wichtiges Detail dieser Instrumente sind die Mundstücke, mit denen der Ton geformt wird und die abnehmbar waren. Sie können ebenso als Nachweis einer *tuba* oder eines *cornu* gelten. In der Saalburg wurden einige dieser Mundstücke gefunden, ebenso sind sie im Museum des Castra Vetera, Xanten zu sehen. Die Verfasserin vermutet, dass sie zum persönlichen Besitz des Metallbläusers gehört haben, der sie möglicherweise gesondert vom Instrument verwahrte.

Auf den Fund einer *tuba* im Marstempel von Ober-Olm weist F. Behn hin. Es wurde dort ein 180 cm langes Instrument gefunden, aus dickem Eisenblech „roh zurecht-gebogen“¹⁵, was nach F. Behn dafür spricht, dass es nicht zum Blasen bestimmt war, sondern eine Funktion im Marskult gehabt hätte. Über Fundzusammenhang und Verbleib des Instrumentes schreibt er leider nichts näheres. Darstellungen von Kultszenen bestätigen allerdings die Verwendung von *tubae* bei Opferhandlungen und Prozessionen¹⁶.

Zu den Trompeteninstrumenten der Römer zählten neben *tuba* und *cornu* der *lituus*, der durch Abbildungen und durch Funde in etruskischen Gräbern belegt ist. Er besteht aus einem geraden Rohr, an dessen Ende ein nach oben gebogener Schalltrichter angebracht, bzw. in dieser Form in Bronze gegossen oder aus Eisenblech getrieben wurde.

Auch im provinzialrömischen Gebiet schienen diese Instrumente durch Funde belegt, allerdings ohne archäologisch verwendbare Zusammenhänge. So wurden sie in Wiesbaden, in Rüsselsheim und auch bei Düsseldorf „aus dem Rhein gebaggert“¹⁷. Aufgrund der Form wurden sie jahrelang als *lituus* in der Fachliteratur und in den Museumsausstellungen geführt. Inzwischen sind diese Exponate in der Mittelalter- oder Neuzeitabteilung zu finden, wo sie nun als niederländische *dijkshoorns* (Deichhörner) geführt werden. Diese Hörner mit nach oben gerichteter Stürze wurden in den Niederlanden bis in

die frühe Neuzeit für Warnsignale zum Wasseranstieg verwendet. Ihre Ähnlichkeit mit dem römischen Trompeteninstrument führte offenbar dazu, sie als provinzialrömische Hinterlassenschaft zu deuten. Ein gesicherter Nachweis eines *lituus* steht bei uns also noch aus.

Orgel

Ein besonderes Ensemble-Instrument ist die Orgel, die bei den Römern sehr beliebt war. Als „Erfinder“ der Orgel gilt Ktesibios von Alexandria, der 246 v. Chr. eine Wasserorgel, bei der der Luftdruck mit Hilfe einer Hydraulik konstant gehalten wird, baute. Die technische Besonderheit ist das Verwenden von verschiedenen Registern, die unterschiedlich klingen. Man hat also mit dem Instrument die Möglichkeit, sehr variable Klänge zu erzeugen, als hätte man ein Orchester mit verschiedenen Instrumenten. In Rom kannte man sie seit dem 1. Jh. n. Chr., auch durch den Umstand, dass Nero ein großer Liebhaber der Orgel war und sie selbst gern spielte.

In *Aquincum*/Budapest wurden 1931 Überreste einer Orgel gefunden. Eine Inschrifttafel datiert sie in das Jahr 228 n. Chr. Haben wir auch in Rheinhessen bisher keinen Orgelfund zu melden, so können wir doch immerhin eine Rekonstruktion der Orgel aus *Aquincum* des Baumeisters Walcker im Mainzer RGZM ansehen.

Außerdem belegt das Gladiatorenmosaik aus der Villa in Perl-Nennig (Saarland), dass in den römischen Provinzen die Orgel bekannt war. Wir sehen sie hier in typischer Verwendung, nämlich zur Begleitung der Zirkusspiele. Als durchdringendes und effektvolles Instrument schien sie geeignet, das dramatische Geschehen in der Arena zu illustrieren. Sie wurde gern mit anderen Instrumenten kombiniert, wie hier zum Beispiel mit dem *cornu*. Auch ein Tonrelief der Töpferei am Pacelliufer in Trier zeigt eine Wasserorgel mit kämpfenden Gladiatoren¹⁸.

Nehmen wir diese Orgeldarstellungen als einen weiteren Beleg für das lebendige Musikleben in den Römischen Provinzen.

Rhythmusinstrumente

Zu den Melodieinstrumenten der Römerzeit gesellen sich die Instrumente, mit denen der Rhythmus betont wird. Diese sehen wir oft in Händen der Tänzer selbst, die mit Instrumenten oder direkt durch Klappergeräte an ihrer Kleidung ihre tänzerischen Bewegungen begleiten. So ist in der evangelischen Kirche in Breitenheim (Kreis Mayen-Koblenz) ein Grabmalfragment aus römischer Zeit eingemauert, auf der einer Tänzerin mit kleinen Zymbeln zu sehen ist. Auch Crescentia und Eleni auf dem Mosaik vom Trierer Kornmarkt begleiten ihren eigenen Tanz. Sie benutzen dazu kastagnettenartige Instrumente, die als *crotali* bezeichnet werden.

Ein weiterer Instrumentenfund befindet sich im Museum Andreasstift in Worms. Er stammt aus dem Grab einer jungen Frau aus einem Gräberfeld in Dittelsheim-Heßloch (Kreis Alzey-Worms). Neben einigen Holzgegenstände fanden sich vier kleine Bronzeschellen-Paare, welche Rätsel aufgaben. Durch Lehmeinbruch konnte die ursprüngliche Lage der Funde nicht mehr erkannt werden. Unklar ist, ob die Holzgegenstände, die sich ebenfalls in dem Grab fanden, auch zu den Bronzeschellen gehört haben. Der Ausgräber Biehn vermutete die Verwendung als Tamburin, bei dem der Rahmen nicht mehr vorhanden wäre. Durch einen Vergleichsfund aus Nimwegen (Niederlande) wäre die Rekonstruktion als Stabklapper am wahrscheinlichsten. In den Holzrahmen, dessen Funktion im Heßlocher Grab nicht gedeutet werden konnte, wurden bei diesem Fund die Beckenpaare mit Drahtstiften eingesetzt. Im Wormser Museum ist dieser Fund als Schmuck-Gegenstand rekonstruiert, der womöglich zum Tanz geschwenkt werden sollte. Nach Auskunft von M. Grünewald (Museumsleiterin) wären die Becken zu dick, um in den Rahmen eingepasst zu werden. Hier bedarf es noch weiterer Untersuchungen.

Kulturhistorische Einordnung: Musikkultur der Römerzeit in Rheinhessen

Fassen wir nun zusammen, auf welche Weise die Musik zur Zeit der Römer in Erscheinung getreten ist. Musik erklang in vielen Bereichen

des öffentlichen Lebens. Wir können nun auch dort die Verwendung von Musikinstrumenten voraussetzen, wo der Nachweis von Musik indirekt durch andere Quellen erbracht wurde.

Musik im Kult

Häufig sind Musiker mit ihren Instrumenten auf Darstellungen mit Kulthandlungen vertreten, vielleicht auch, um dadurch den Ritus für den Betrachter in die Gegenwart zu versetzen, wenn die spezielle Verwendung einiger Instrumente sie für den Kult oder eine bestimmte Gottheit entstehen lässt. So sind beispielsweise für eine Isiskultfeier eine große Anzahl von Musikern vonnöten, wie wir aus einer Darstellung im Herculaneum wissen: Im Zentrum der Altar, an dem das Feuer entfacht wurde, seitlich sitzend ein Flötenspieler und stehend Personen mit *sistrum* – einem Klapperinstrument – möglicherweise zusätzlich rezitierend. Ein Priester ist im Hintergrund zu sehen, neben ihm zu beiden Seiten eine Frau und ein Mann ebenfalls mit *sistrum*. Das ganze Ritual wird außerdem von einem Chor begleitet¹⁹.

Im Römischen Reich gab es häufig solch öffentliche Opferhandlungen. Hier ist der Kybelekult zu nennen, bei dem die *tibia* und andere durchdringende Instrumente erklangen, die Verehrung des Kriegsgottes Mars oder das Opfer für die Laren, das im Hause durchgeführt wurde. Dass diese Kulte auch in unserer Provinz vor der Übernahme des Christentums lebendig waren, belegen die Überreste der heidnischen Kultanlagen. Man denke beispielsweise an den Isistempele in Mainz, die Tempelanlage des Mars in Ober-Olm, den Magna Mater-Stein und den Viergötterstein von Alzey und die Jupitersäule in Mainz. Haben wir auch keine direkten Belege in Form von Instrumenten, können wir hier doch von Musikausübung ausgehen.

Zu der lapidaren Feststellung, dass Musik im Kult Verwendung findet²⁰, möchte ich hier betonen, dass der Musik nicht eine rein begleitende Funktion der kultischen Handlungen zukommt, sondern wir uns ihre Rolle vielmehr aktiv vorstellen sollten, direkt auf das Empfinden und die Psyche der Beteiligten wirkend. Durch die Musik wird der Kult erst lebendig, ja sie setzt die Menschen erst in einen Zustand, der

ihn für metaphysische Elemente bereit macht. Eine Kulthandlung ohne Musikausübung wäre so wenig denkbar wie ein Tanz ohne Musik.

Bestattungssitten

Auch die Bestattungssitten in Rheinhessen wurden vom römischen Brauchtum beeinflusst. Auf einem Begräbnisplatz in Mainz-Weisenau sprechen die Überreste einer Kline, wie sie bei römischen Begräbnissen benutzt wurde, für die Sitte der *pompa*, des aufwändigen Leichenzuges. Die, wenn auch nicht ausschließliche, so doch teilweise Übernahme römischer Bestattungssitten konnte auch durch andere Befunde bestätigt werden. Eine *pompa* ist jedoch undenkbar ohne *praeeficae*, professionelle Klagefrauen, die einen Klagesang anstimmen. Auf Reliefs von Sarkophagen sieht man diese immer zusammen mit Instrumentalisten: *tibiae* oder *kithara*, die großen Umzüge auch mit *cornua* oder *litui*²¹.

Theater, Konzerte, Tischmusik

Freilich gab es auch diverse profane Betätigungen, zu denen man Musik liebte. Dies waren neben den oben erwähnten Zirkusspielen die Theateraufführungen. Mimen wurden von *tibiae*, Saiten oder Schlaginstrumenten begleitet²². Die Wormser Theatermaske sei hier als Beleg für das Theaterspiel im römischen Rheinhessen genannt. Ebenso gab es ein Theater in Mainz. Auch hier gilt: Ohne Musik keine unterhaltenden Komödien oder lehrreichen Tragödien.

Durch Schriftquellen sind wir darüber hinaus über eine regen Konzertbetrieb auch in den Provinzen unterrichtet. Es gab ein ausgeprägtes Festspielwesen in der Kaiserzeit, da auch die Städte ihr Ansehen steigern konnten, indem sie möglichst häufig Wettbewerbe mit namhaften Musikern ausführten. Fürsten und wohlhabende Bürger hielten so genannte *agonen* ab, Wettbewerbe, auf denen Instrumentalisten auftraten und um das Preisgeld spielten. Besonders angesehen war der Kitharöde, der seinen eigenen Gesang oder Rezitation auf der *kithara* begleitete. Daneben gab es auch *kithara*-Spieler, die ausschließlich oder zur Begleitung des Chores das Instrument spielten. Ebenso wie

mit dem Aulos wurden mit diese Instrumenten Wettbewerbe ausgetragen, die es den Musikern sogar möglich machten, einigen Wohlstand zu erwerben.

Im privaten Bereich schließlich wurden oft Sklaven zur Unterhaltung eingesetzt. Auf Mosaiken sieht man Tänzerinnen bei Gastmählern, die von Flöten begleitet werden oder die sich selbst mit Tamburin oder Schellen den Rhythmus geben. Ein Musiker konnte im Römischen Reich also durchaus sein Auskommen finden, gab es doch zahlreiche Gelegenheiten, zu denen man sie benötigte. Denken wir daran, dass sogar ein Sklave wohl besser behandelt wurde, konnte er für besondere Tätigkeiten wie das Musikmachen eingesetzt werden. So wird ein Musikerleben in Rom und seinem Einflussgebiet nicht die schlechteste Daseinsform der Antike gewesen sein.

Ausblick

Bleibt zu klären, wie diese Musik geklungen hat. Experimentelle Musikarchäologie versucht mit Nachbauten die Spielmöglichkeiten der archäologisch nachgewiesenen Instrumente zu erkunden. Ich verweise hier auf die Einspielungen der Gruppe „Musica Romana“, die ein lebendiges Bild römischer Musikkultur entwickelt. Ob es regionale Ausprägungen der Musikkultur gegeben hat, d.h. die Musik in Rheinessen anders geklungen hat als in Gallien oder Rom, vermag man bisher nicht zu sagen. Weitere Forschung und neue musikarchäologische Funde in der Zukunft werden vielleicht die Frage erhellen können, ob sich die Musik in den rheinischen Provinzen von denen ihrer Nachbarn abhob, römische Musiker sich womöglich ihrerseits von der Musik der eroberten Gebiete beeinflussen ließen. In diesem Sinne kann die Musikarchäologie einen wichtigen Beitrag zu Frage des Kulturaustausches der Spätantike leisten.

Anmerkungen

- ¹ EGGERT, 2001, 12.
- ² KÜHN 1981, 175.
- ³ MICHELS 1981, 159.
- ⁴ STUMPF 1911.
- ⁵ SACHS 1968.
- ⁶ <http://www.musicarchaeology.org/> [Stand: Dezember 2010]
- ⁷ BEHN 1954.
- ⁸ AIGN 1963.
- ⁹ WILLE 1967.
- ¹⁰ FLEISCHHAUER 1964.
- ¹¹ EIBNER 1981.
- ¹² PAULSEN 1992, 153.
- ¹³ Abgebildet bei CÜPPERS 1990, 191.
- ¹⁴ WILLE 1967, 90 Anm. 205.
- ¹⁵ BEHN 1954, 136.
- ¹⁶ So z. B. bei FLEISCHHAUER 1964, Abb. 30; Abb. 32.
- ¹⁷ BEHN 1954, 314.
- ¹⁸ CÜPPERS 1990, 599 Abb. 532.
- ¹⁹ FLEISCHHAUER 1964, Abb. 50.
- ²⁰ MICHELS 1981; Anm. 3.
- ²¹ So beispielsweise bei FLEISCHHAUER 1964, Abb. 4; 23, 24, 25.
- ²² FLEISCHHAUER 1964, Abb. 52; 65; 71; 79.

Literatur

- AIGN, B., Die Geschichte der Musikinstrumente des ägaischen Raumes bis um 700 v. Chr. (Frankfurt/Main 1963).
- BEHN, F., Musikleben im Altertum und frühen Mittelalter (Stuttgart 1954).
- BIHN, H., Römische Holzgerätschaften aus einem Grabfund bei Heßloch (Rhh.). Mainzer Zeitschr. 31, 1936, 14–16.
- CÜPPERS, H., Die Römer in Rheinland-Pfalz (Stuttgart 1990).
- EGGERT, M. K. H., Prähistorische Archäologie (Tübingen/Basel 2001).
- EIBNER, A., Das Musikleben in der Hallstattzeit (Frankfurt/Main 1981).
- FLEISCHHAUER, G., Etrurien und Rom. Musikgesch. in Bildern 2. Musik Alt. (Leipzig 1964).

- FONTANA, E., Römische Musikinstrumente – Römische Werkzeuge. Stud. Musikarch. 2. (Michaelsstein 2000) 295–304.
- GINSBERG-KLAR, M., The aechaeology of musical instruments in Germany during the Roman period. *World Arch.* 12, 1981, 313–320.
- KÜHN, H., Funk-Kolleg Musik 1 (München 1981).
- MICHEL, U., dtv-Atlas zur Musik 1 (München 1981).
- PAULSEN, P., Die Holzfunde aus dem Gräberfeld bei Oberflacht und ihre kulturhistorische Bedeutung. *Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg* 41,2 (Stuttgart 1992) 147–155.
- v. PETRIKOVITS, H., Novaesium. Das römische Neuß. Führer Rheinischen Landesmus. Bonn 3. Sonderausstellungs-Kat. Bonn 1957 (Köln 1957).
- RIMMER, J., An archae-organological survey of the Netherlands. *World Arch.* 12, 1981, 233–45.
- RÜHLING, S., Pans große Liebe. *Abenteuer Arch.* 3/2006, 35.
- SACHS, C., Die Musik der alten Welt (Berlin 1968).
- SCEITHAUER, A., Die Rolle der Querflöte im Musikleben der Griechen und Römer. *Internat. Journal Musicology* 5, 1996, 9–23.
- SCEITHAUER, A., Instrumentalvirtuosen des kaiserzeitlichen Musiklebens aus der östlichen Hälfte des Imperium Romanum. *Internat. Journal of Musicology* 7, 1998, 59–86.
- STUMPF, C., Die Anfänge der Musik (Leipzig 1911).
- TAMBOER, A., Ausgegrabene Klänge. Archäologische Musikinstrumente aus allen Epochen. Ausstellungskat. Drents Museum (Assen 1999).
- VENDRIES, Ch., Antike Gesänge und Musikspektakel. *AiD* 4/2002, 26–27.
- WILLE, G., *Musica Romana*. Die Bedeutung der Musik im Leben der Römer. (Amsterdam 1967).
- WITTEYER, M., Grabbrauch zwischen Angleichung und Tradition. *AiD* 3/2001, 26–27.
- ZECHNER, H., Menschenopfer im alten Russland? Überlegungen zu Rekonstruktion und Interpretation vorgeschichtlicher Musik anhand von Strawinskys „Sacre du printemps“. In: F. A. Andraschko (Hrsg.), *Archäologie zwischen Befund und Rekonstruktion*. Festschr. Rolle 65. Geb. (Hamburg 2007) 129–144.

Hörbeispiele

MUSICA ROMANA, Pugnate. Musik der Antike – Klänge der Arena. CD Emmuty Records TOT23067 2007.

Abbildungsnachweis

Abb. 1. Museum Alzey.

Abb. 2. Umzeichnung nach: K. PARLASCA, Die römischen Mosaiken in Deutschland (Berlin 1970) Taf. A.

Abb. 3. Museum Alzey.

„...und also vor die Gawpforten zu der Richtstatt geführt...“ – Neue Erkenntnisse zu Richtstätten in und um Mainz

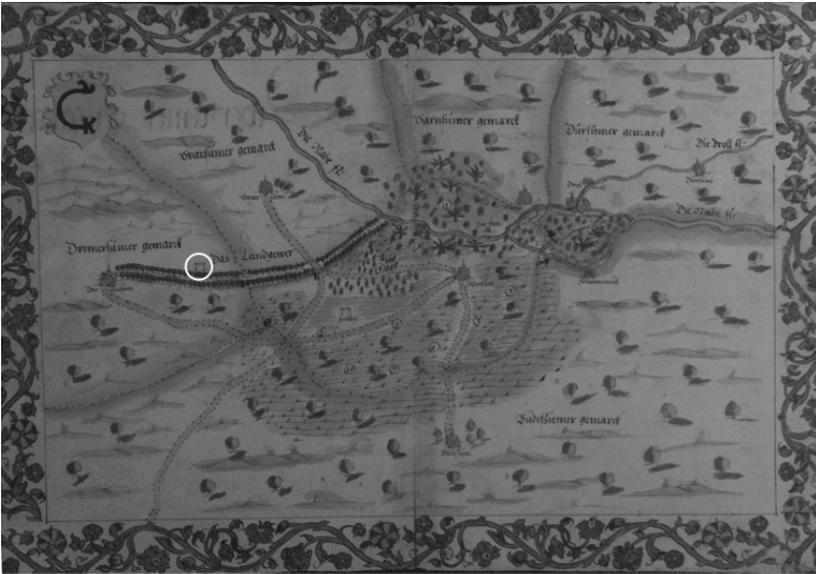
Judith Keßler

Erst etwas mehr als 200 Jahre ist es her, „*dass überall an den Landstrassen die getrockneten Gebeine Gehenkter an den Galgen im Winde klapperten und unter diesen Haufen von herabgefallenen Menschenknochen lagen*“¹. Die Rede ist nicht von entlegenen Orten, sondern von Rheinhessen. Bis zur Französischen Revolution standen hier in nahezu jeder größeren Ortschaft Galgen und/oder Rabensteine zur Exekution von Delinquenten.

Die Gründe für die Verhängung der Todesstrafe waren vielfältig: Sie reichten von Forst- und Flurfrevel, Wild- und Fischfrevel, Frevel an Nutzbäumen, Desertion, über Verstöße gegen Seuchenbestimmung bis zu Falschmünzerei². Gehenkt wurden aber auch Diebe (bei mehrmaligem Vergehen), Mörder, Vergewaltiger, selbst Ehebrecher konnten laut Gesetz hingerichtet werden.

Ermittlung der Richtstätten

Richtplätze in Rheinhessen wurden bereits seit Beginn des letzten Jahrhunderts wissenschaftlich untersucht. Nach dem zweiten Weltkrieg verlor sich allerdings das Interesse an ihnen und sie gerieten seither nicht mehr in den Blickpunkt der Forschung. Um die Richtstätten von Grund auf archäologisch untersuchen zu können, müssen sie zunächst lokalisiert werden. Hierzu sind Flurnamen ein wichtiger Zugang, außerdem historisches Kartenmaterial und Archivalien, die konkrete Angaben zu Verurteilungen geben³. Nicht zuletzt gewähren Landschaftsmerkmale Aufschluss, ob an einer Stelle wirklich ein Galgen gestanden haben kann, da diese außerhalb von Ortschaften, oft an wichtigen Verkehrsstraßen, an Gemarkungsgrenzen, vor allem aber gut sichtbar gelegen haben⁴.



Sig. 504 Binger

Abb. 1. Mascopp'sche Karte von 1577 mit der Umgebung von Dietersheim.

Historischen Karten, z.B. von Mascopp, dienten Galgen häufig als markanter Wegpunkt im Gelände. Ihre ungefähre, manchmal auch exakte Lage lässt sich dadurch ermitteln (Abb. 1).

Rhein Hessische Galgen sind beispielsweise durch Karten für die Umgebung von Dietersheim und Dromersheim belegt. Das gezeigte Aussehen dürfte rein schematisch gewesen sein. Das wirkliche Erscheinungsbild, ob z. B. eine Stein- oder Holzkonstruktion mit zwei oder drei Pfosten vorlag, können archäologische Untersuchungen vor Ort zeigen.

Eine Abbildung aus dem späten 16. Jh. zeigt den Binger Galgen auf dem Scharlachberg in Büdesheim: Eine zweipfostige Holzkonstruktion oberhalb der Weinberge, an markanter Stelle von der weithin sichtbar die Binger Gerichtsbarkeit ihre Macht demonstrierte (Abb. 2).

Aus dem Bild- und Planarchiv des Mainzer Stadtarchivs liegen mehrere Stiche vor, auf denen der Mainzer Galgen unweit des Gautors

zu sehen ist. Heute befinden sich in diesem Bereich die Häuser der Schneckenburgerstraße 11 und 13. Eine Zeichnung zeigt die Stadt aus der Sicht von Mainz-Kastel. Das Hochgericht bestand aus drei Holzpfosten (ein so genannter dreischläfriger Galgen) und war auf einer steinernen Unterkonstruktion aufgestellt (Abb. 3).



Abb. 2. Binger Karte von 1583–1599.

Im Rahmen einer Notgrabung wurde 1927 festgestellt, dass das Areal einen eiförmigen Grundriss aufwies und durch eine etwa 90 cm breite Mauer umfasst war (Abb. 4). Die Abmessungen betragen ca. 30 m x 17 m⁵. Vom eigentlichen Galgen war nichts mehr zu finden, da dieser 1784 demontiert worden war, wie eine Urkunde im Stadtarchiv belegt. Die Belagerung der Stadt Mainz 1689 im Rahmen des pfälzischen Erbfolgekrieges ist auf einem anonymen Kupferstich dargestellt, deutlich erkennbar im unteren Drittel des Bildes: Ein Richtrad neben dem Galgen (Abb. 5).

Delikte in Mainz

In Mainz gab es neben der Strafe des Erhängens auch das Rädern. Dies gehörte zu den schlimmsten Strafen, die einem Verurteilten zu Teil werden konnte. Dabei wurden zunächst die Extremitäten der Verurteilten zerschlagen. Dazu wurden Arme und Beine auf Holzklötze ge-

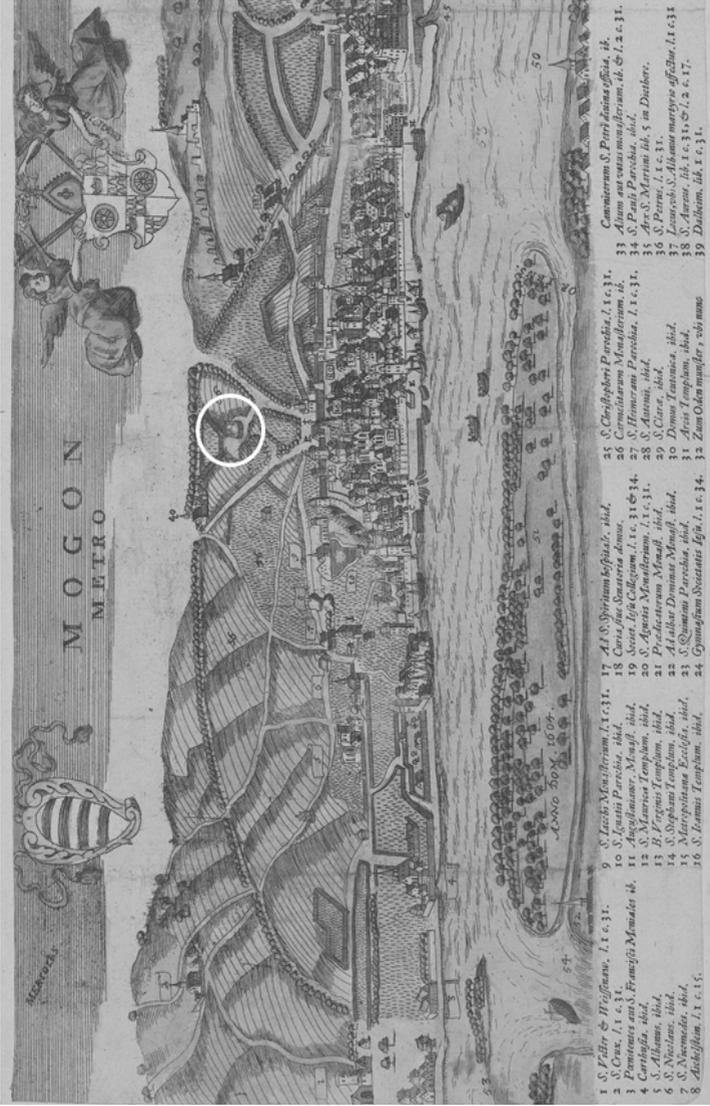


Abb. 3. Stadtansicht vor der Höhe hinter Kastel von 1604.

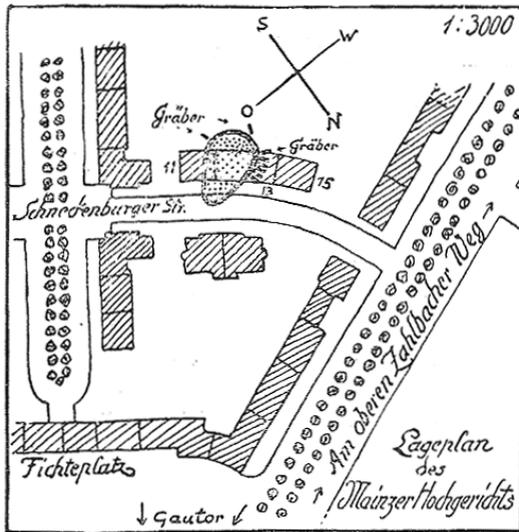


Abb. 4. Lageplan des Mainzer Hochgerichtes in der heutigen Schneckenburgerstraße 11–13.

legt, Hände und Füße festgebunden und dann mit einem Rad gezielte Schläge gesetzt. Vereinzelt gab es Folter- oder Henkerkreuze, die als Unterlage zum Fesseln des Verurteilten gedient haben. Darauf liegend wurden die Glieder des Delinquenten mit einem Rad zertrümmert. Es gab eine mildere und eine härtere Form des Räderns. Bei ersterer wurden die ersten Schläge mit dem Rad „von oben herab“ auf Kopf oder Brustkorb gegeben, was den sofortigen Tod verursachte. Das Rädern von „unten herauf“ bedeutete, dass die ersten Schläge auf Beine und Arme gingen und zuletzt auf Kopf und Rumpf⁶. Diese Version war wesentlich schmerzvoller, da der Verurteilte das Brechen seiner Glieder in vollem Bewusstsein miterlebte. Danach wurden Arme und Beine in die Speichen eines Rades regelrecht eingeflochten und das Rad auf einem hohen Pfosten in waagerechte Position gebracht. Wie beim Hängen blieben auch hier die Körper Witterung und Vogelfraß ausgesetzt, was wiederum als Abschreckung diente⁷.

Im Stadtarchiv sind einige Räderungen urkundlich belegt. Hans von

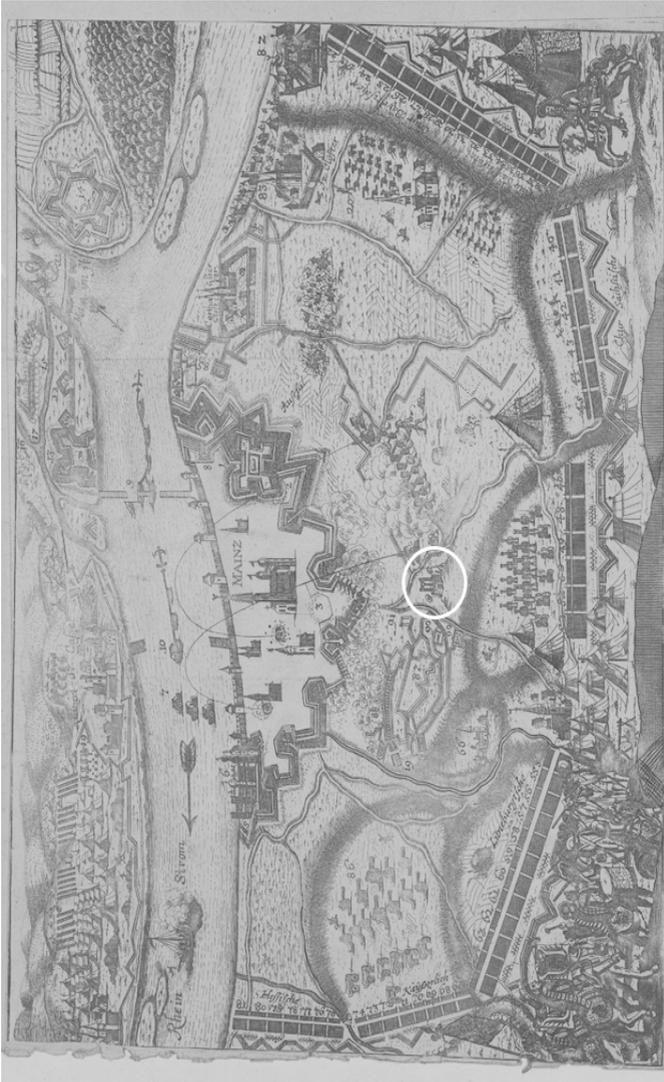


Abb. 5. Belagerung der Stadt Mainz 1689 Vogelschau. Anonymer Kupferstich.

Berstatt beispielsweise hatte ein fünfjähriges Mädchen während eines Feiertages in Wiesbaden-Frauenstein in eine Scheune gelockt, vergewaltigt und bestialisch ermordet. Ihm wurde am 27. Mai 1540 auf dem Weg zur Richtstätte mit glühenden Zangen sein Geschlecht abgerissen, anschließend wurde er mit dem Rad zu Tode gestoßen, auf selbiges geflochten und aufgerichtet⁸. Am 20. Januar 1657 wurde Johann Krüger von Herschfeld wegen Urkundenfälschung und Mord an einer Frau zum Tod durch das Rad verurteilt⁹. 24 Jahre später, nämlich am 4. August 1681, wurde Johann Mohr aus Lorch wegen Mordes an einem Gänglerjungen „anderen zum abscheulichen Exempel“ gerädert. Ihm wurden drei Stöße auf das Herz gegeben, wobei er gleichzeitig stranguliert wurde; erst danach flocht man ihn aufs Rad und überließ ihn seinem Schicksal¹⁰.

In Mainz wurden jedoch nicht alle todeswürdigen Straftaten auch in dieser Form geahndet. Oftmals ließen die Gerichte Gnade vor Recht ergehen, um aufzeigen, wie milde sie urteilten. So war Ehebruch nach dem damaligen Gesetz, der Constitutio Criminalis Carolina von 1532, ein todeswürdiges Delikt¹¹. Urkunden aus den Jahren 1777 und 1782 belegen jedoch, dass das Gericht Ehebrechern Zuchthaus- bzw. Prügelstrafen, sowie Schanzenarbeit zuerkannt hatte. Dabei hatte eines der Paare sogar Inzest, ein weiteres schweres Vergehen begangen, da es sich um einen Stiefvater und seine -tochter handelte.

In Rheinhessen tobte seit den 1530er Jahren bis etwa zum Ende des 17. Jhs. der Hexenwahn, der im Kurfürstentum Mainz 2000 Opfern das Leben kostete¹². In Mainz selbst wurde im Winter 1593 eine Frau unter Folterandrohung verhört und als Hexe hingerichtet¹³. Wesentlich zahlreicher hingegen waren die Verfolgungen in den Dörfern um Mainz: Bodenheim, Bretzenheim, Finthen, Mombach und das Amt Olm-Algesheim waren betroffen. Aus Bodenheim sind regelrechte Massenverbrennungen bekannt, nicht weniger als 26 Frauen kamen so in den Jahren nach 1612 ums Leben¹⁴. In Gabsheim wurden 1588/89 innerhalb weniger Monate zehn Frauen als Hexen verbrannt¹⁵. Ein Irrglaube, der heutzutage weit verbreitet scheint, ist zum einen, dass nur Frauen als Hexen angeklagt wurden und zum anderen dass diese

immer den Tod auf dem Scheiterhaufen fanden. Ein Brief vom 13. November 1627 an die Mainzer Obrigkeit belegt anderes: In diesem bitten die Kinder des wegen Hexens inhaftierten Michael Fritz um ein anständiges Begräbnis ihres achtzigjährigen Vaters nach dessen Enthauptung.

Archäologische Aufarbeitung

Um eine Richtstätte angemessen archäologisch untersuchen zu können, muss zunächst festgestellt werden, wo genau ein solcher Platz gewesen ist. Dabei helfen die oben vorgestellten Quellen in nicht zu unterschätzendem Maße. Insgesamt sind bislang durch die Untersuchung der verschiedenen Quellen 63 rheinhessische Richtplätze belegt. Die tatsächliche Anzahl liegt wahrscheinlich noch höher. Das Baumaterial der Galgen wurde nach dem Abbau um 1800 wieder verwendet, so dass kaum noch sichtbare Spuren greifbar sind. Darüber hinaus sind viele der Standorte über die letzten Jahrhunderte in Vergessenheit geraten.

Die Überlieferungen geben Aufschluss zur exakten Nutzung eines Hochgerichtes. Konkrete Fragestellungen können dahingehend lauten, wie lange ein Richtplatz genutzt und ob er verlegt wurde. Sind Verstümmelungsstrafen anhand der Skelette belegbar? Wie genau sahen die Galgen in Rheinhessen aus, waren sie aus Stein oder Holz? Hatten sie in der Regel zwei oder mehr Pfosten? An wie vielen Galgen standen auch Richträder zur Verfügung? Begrub man die Überreste von Delinquenten an Ort und Stelle? Exakte Ausgrabungen an gezielt ausgewählten Plätzen können Antworten auf diese und viele weitere Fragen liefern.

Richtplätze sind regional sehr spezifisch errichtet worden. Ergebnisse aus anderen Teilen Deutschlands lassen sich nicht ohne weiteres auf das hiesige Gebiet übertragen. In Rheinhessen ist seit Jahren kein Richtplatz mehr archäologisch grundlegend erforscht worden. Insofern sind quellenkundliche Untersuchungen, aber auch Grabungen notwendig, um die rheinhessischen Rechtsstätten in die Reihe bereits ausgegrabener Hochgerichtsplätze einordnen zu können. Die Erkenntnisse

aus den Urkunden können durch archäologische Untersuchungen untermauert werden, umgekehrt können durch die Archivalien Befunde kritisch überprüft werden.

Anmerkungen

- ¹ BAAS 1904, 24.
- ² HÄRTER 2005, 14.
- ³ KESSLER 2010, 196 ff.
- ⁴ ZIMMERMANN 1976, 46.
- ⁵ NEEB 1927/28, 79.
- ⁶ ZIMMERMANN 1976, 48.
- ⁷ EVANS/FLISSBACH 2001, 122.
- ⁸ Zürich ZB PAS II 10/12.
- ⁹ StA Mz, 004/33.
- ¹⁰ Ebd.
- ¹¹ SCHROEDER u. a. 2000, §121.
- ¹² POHL 1998, 41.
- ¹³ Ebd. 49.
- ¹⁴ GEBHARD 1991, 66.
- ¹⁵ CURSCHMANN 1961, 1.

Literatur

- BAAS, H. J., Galgen in Rheinhessen. In: *Vom Rhein* 3, 1904, 23–24.
- CURSCHMANN, D., Aus der Geschichte Gabsheims. Aus alten Zeiten. Heimatbeil. Rheinhess. Landeszeitung, N.F. 23, 1961, 01.06.1961, 1.
- EVANS, R. J. /FLIESSBACH, H., *Rituale der Vergeltung. Die Todesstrafe in der deutschen Geschichte 1532–1987* (Berlin 2001).
- HÄRTER, K., *Policey und Strafjustiz in Kurmainz. Gesetzgebung, Normdurchsetzung und Sozialkontrolle im frühneuzeitlichen Territorialstaat. Stud. Europ. Rechtsgesch.* 190 (Frankfurt/Main 2005).
- KESSLER, J., *Archäologie der Richtplätze um Alzey in Rheinhessen und ihre mögliche Präsentation.* In: J. Auler (Hrsg.), *Richtstättenarchäologie*² (Dormagen 2010) 196–213.

- NEEB, E., Die Gerichtsstätte des alten Mainz. Jahresbericht des Altertums-museums der Stadt Mainz für die Zeit vom 1. April 1927 bis 1. April 1928. Mainzer Zeitschr. 23, 1927/28, 79–80.
- POHL, H., Zauberglaube und Hexenangst im Kurfürstentum Mainz. Ein Beitrag zur Hexenfrage im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert. Hexenforsch. 3 (Stuttgart 1998).
- STEFFENS, R., Das Mainzer „Digitale Flurnamenlexikon“. Ber. Arch. Rheinhes-sen u. Umgebung 2/2009, 60–65.
- ZIMMERMANN, H.-J., Gerichts- und Hinrichtungsstätten in hochstiftischwürz-burgischen Amts- und Landstädten (Würzburg 1976).

Abbildungsnachweis

- Abb. 1 u. 2. Stadtarchiv Bingen.
- Abb. 3. BPSMz 50B.
- Abb. 4. NEEB 1927, 79.
- Abb. 5. Die Ertz-Bischöflich Churfürstlich-Welt-berühmte Haupt- und Resi-denz-Stadt Mainz. BPSMz 146C.

„Schwarze Datenträger“ lesbar gemacht – Aspekte und Möglichkeiten der Holzkohleanalyse

Lisa Rübeling

Die Anwesenheit des Menschen hinterlässt an jedem Ort Spuren. Ob Häuser errichtet, Nahrung zubereitet oder handwerkliche Arbeiten verrichtet wurden, auf diese materielle Spurensuche anthropogener „Abfälle“ und Rückstände begeben sich Archäologen, Anthropologen, Archäozoologen und Archäobotaniker auf je unterschiedliche Weise.

Die Interpretation von Fundobjekten erfolgt im Kontext des Ortes und des konkreten Befundes aus denen die Stücke stammen, je nach Zeitstellung auch anhand von historischen Quellen. So auch bei den archäobotanischen Überresten. Das Feld der archäobotanischen Methoden fächert sich in verschiedene Bereiche auf. Neben der Großrestanalyse können auch botanische Mikroreste Auskunft über vergangene Epochen geben. Um abschätzen zu können, welche archäobotanischen Relikte im Erdreich erwartet werden können, ist es essentiell, den Fundort vorab unter vegetations- und bodenkundlichen sowie klimatischen Aspekten zu betrachten. Die regionale Diversität der Böden und der damit möglichen Erhaltungsbedingungen für archäobotanische Überreste ist vielfältig, denkt man z. B. an Fundobjekte aus luftabgeschlossenen Permafrostböden (prominenter Fund der Gletzscher mumie „Ötzi“) oder Moorsedimenten (Moorleichen), in welchen sich organisches Material subfossil finden lässt¹. Solche Konservierungsbedingungen sind jedoch selten. In Rheinhessen finden wir vorwiegend Löss- und Lehmböden vor. Neben Fundobjekten, wie beispielsweise Keramik oder Knochen, erhalten sich hier organische Großreste vorwiegend in fossil-verkohlter Form. Eine andere Fundgruppe bilden, neben sichergestellten verkohlten Makroresten, wie z. B. Kultur- und Wildpflanzen, häufig und in gewisser Regelmäßigkeit die Holzkohlen. Warum Hölzer verkohlt gefunden werden, kann verschiedene Ursachen haben. Häufig können Holzkohlen aus

häuslichen Feuerstellen, handwerklichen Kontexten, bei denen Feuer eine Rolle spielte, aus rituellen Zusammenhängen oder Zerstörungshorizonten geborgen werden². Waren doch die Omnipräsenz und das Nutzen von Feuer die Voraussetzungen für Wirtschaftlichkeit und somit unter anderem eine wichtige Grundlage für die Entwicklung von Siedlungen.

Generell kann Holzkohle mit Hilfe unterschiedlicher Methoden analysiert werden und zu mannigfachen archäologischen Fragestellungen Auskunft geben.

Zum einen ist es möglich, Holzkohle im Rahmen von ¹⁴C-Analysen (Radiocarbonatierungen) zu untersuchen, zum anderen kann die Holzkohle aber auch je nach Größe und Erhaltungszustand zu dendrochronologischen Untersuchungen (Jahringdatierungen) herangezogen werden. Beide Methoden dienen zur absolutchronologischen Einordnung von Holzkohlen und ermöglichen somit zugleich eine Datierung der Erdbereiche, aus denen sie stammen.

Neben den beiden konventionellen Methoden der Holzkohleuntersuchung im Rahmen der Altersbestimmung ist eine anatomische Untersuchung der verkohlten Hölzer (anthrakologische Untersuchung) möglich³. Anthrakologische Analysen können unter verschiedenen Aspekten und Fragestellungen im Bezug auf die Fundstelle Auskunft geben, z. B. wie der Mensch das natürliche Potenzial seines Lebensraumes in vergangener Zeit genutzt und beeinflusst hat und welcher Mechanismen und Hilfsmittel er sich dabei konkret bediente. Welche Voraussetzungen sind für jene holzkohleanatomischen Analysen von Bedeutung? Wie bei allen archäologischen Fundobjekten ist eine detaillierte und exakte Dokumentation, Bergung und Datierung der Holzkohleproben erforderlich und unabdingbar für die Bearbeitung. Wie viel Holzkohle und welche Fraktionen untersucht werden, hängt von der Menge und der Fragestellung ab. Vollqualitative Auswertungen sind meist finanziell und zeitlich nicht realisierbar und je nach Artenreichtum einer Probe nicht zwingend nötig, sodass hier individuell unter den Aspekten der Fragestellung abgewogen und kalkuliert werden muss. Sind diese Prämissen berücksichtigt worden, werden die

entnommenen Proben, gegen mechanische Einwirkungen geschützt, in ein archäobotanisches Labor zur weiteren Bearbeitung überführt. Je nach Verschmutzung können Proben vorab nassgeseibt und in der Regel nach Trocknung der Probe untersucht werden. Eine Fraktionierung des Probeninhaltes z.B. in 0,5 mm; 1 mm; 2,5 mm und ≥ 5 mm Durchmesser erleichtert die Untersuchung und ermöglicht einen besseren Überblick. Eine genaue Identifizierung der Holzkohle ist nur anhand von mehreren mikroskopisch sichtbaren Merkmalen möglich. Voraussetzung hierfür ist die Erkenntnis, dass sich Holz während des Verkohlungsprozesses in der Grundstruktur nicht oder nur partiell verändert und somit als Datenträger im Boden lange Zeit überdauern kann⁴. Holzanatomische Bestimmungsschlüssel und online-Analysehilfen ermöglichen durch die Kombination bzw. das Ausschließen von bestimmten Merkmalen eine Untersuchung⁵. Hierfür werden drei Schnittebenen an dem Objekt angelegt und unter einem Auflichtmikroskop sichtbar gemacht (Abb. 1)⁶. Primär wird der Querschnitt meist in einer 50fachen Vergrößerung betrachtet. Eine Zuordnung zu Laub- oder Nadelholz kann nun vorab im Querschnitt (50fache Vergrößerung) getroffen werden (Abb. 2). Des Weiteren betrachtet man sich den sogenannten Tangentialschnitt (in 100facher Vergrößerung) und den Radialschnitt (in 500facher Vergrößerung)⁷. Jede Schnittebene birgt neue und teils vielgestaltige Merkmale, weshalb auch eine höhere Vergrößerung von Schnittebene zu Schnittebene benötigt wird, um alle Besonderheiten im Detail zu analysieren und eine Bestimmung zu ermöglichen.

Bestimmungsmerkmale können die An- oder Abwesenheit von Harzkanälen für die Unterscheidung von Laub- oder Nadelholz, die Ausprägung und Deutlichkeit der Jahrringe oder das Vorhandensein von Holzstrahlen sein⁸. Neben der Holzartbestimmung gelingt es auch teilweise, das Stück als Ast- oder Stammholz näher anzusprechen⁹. Die Bestimmung der einzelnen Holzkohlen und die Erarbeitung von Artenspektren kann eine menschliche Selektion in Bezug auf Bauholz, Brennholz oder Holz für die werkliche Verarbeitung feststellen. Nach der primären Holzartbestimmung wird die Holzkohle zusätzlich auf mechanische Schlagspuren oder Hinweise einer möglichen

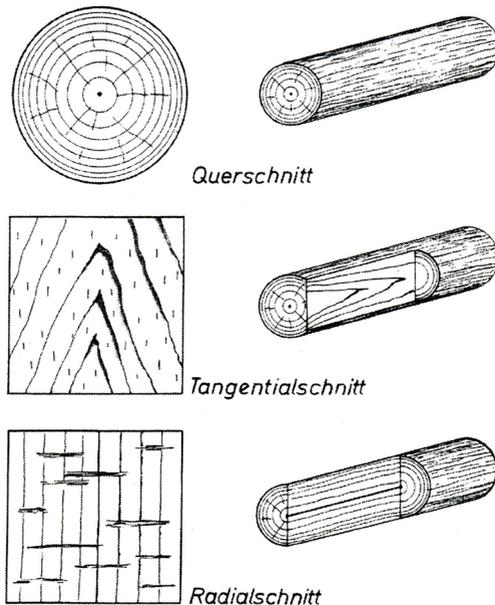


Abb. 1. Darstellung der verschiedenen Schnittebenen, welche bei der anthra-kologischen Untersuchung nacheinander auf verschiedene Merkmale analysiert werden.

handwerklichen Verarbeitung unter dem Mikroskop untersucht¹⁰. Deformierte Zellen können Hinweise für diese Aktivitäten sein. Eine andere Ursache für Beschädigungen der Zellkörper kann ein Pilzbe-fall (Holzfäule), wie beispielsweise der Braunfäulepilz sein¹¹. Können derartige Beobachtungen gemacht werden, lassen diese Rückschlüsse auf Standort- oder Lagerungsbedingungen des geschlagenen Holzes, z.B. durch die Verschiebung der Zellen durch Druck von überlager-tem Holz vor oder bei der Verkohlung zu. Zudem kann auch abrupte Hitzeeinwirkung auf feuchtes Holz Deformationen in Form von star-ken Rissen und sogenannte partielle Kollabierung von Zellen hin zu blasigen Konglomerationen hervorrufen¹². Diese Beobachtung kann bei der Rekonstruktion von Handlungsabläufen z. B. bei kultischen

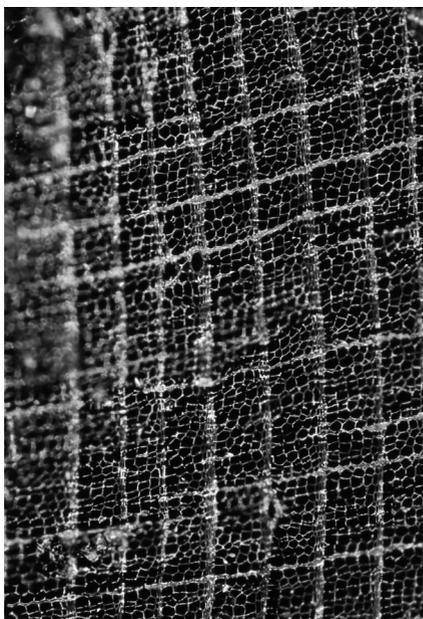


Abb. 2. Exemplarischer Querschnitt eines Nadelbaumes mit sichtbaren Jahresringen.

Ausführungen, von besonderem Interesse sein. Im Rahmen von Untersuchungen an Brandgräbern, Heiligtümern oder Brandopferplätzen erscheint die Wahl des Brennholzes von hervorgehobener Bedeutung. Sprach man speziellen Baumarten sakrale Kräfte zu oder verwendete man eventuell sogar bevorzugt für den Verbrennungsvorgang bestimmte Holzarten, wie wohlriechende harzführende Nadelbäume oder vielmehr lang brennendes Material? In historischen und bildlichen Überlieferungen finden sich etwa in der Antike Hinweise auf die Verehrung einzelner Bäume, wie die Eiche (*Quercus*), den Olivenbaum (*Olea europaea*) oder den Lorbeer (*Laurus nobilis*)¹³, sodass

hier die Untersuchungen an den Holzkohleresten dieser sakralen Plätze besonders interessant erscheinen. Werden an einem Fundort nicht einheimische Hölzer sichergestellt, so stellt sich die Frage, welche Ursachen hierfür in Frage kommen können bzw. welche zusätzlichen Informationen hieraus gewonnen werden können. Decken sich diese Beobachtungen z. B. zusätzlich mit archäologischen Fundstücken, könnte das evtl. ein Indiz auf überregionalen Handel sein. Wird ein polyepochaler Siedlungsplatz in seiner zeitlichen Kontinuität untersucht ist es von besonderem Interesse, wenn im Rahmen der anthrakologischen Untersuchung Änderungen im Artenspektrum beobachtet werden. Die ökonomische Waldnutzung und die montanarchäologische Erforschung von Köhlerei und Bergbau stehen beispielsweise in diesem Kontext¹⁴. Hier kann neben dem Nachweis der Selektion

von Holzarten für bestimmte Arbeitsschritte etwa auch versucht werden, Informationen zu möglichen Walddegradationen zu erhalten, die durch jene Änderungen im Artenspektrum aufgetan werden können. Sicherlich können in diesem Rahmen nicht alle Aspekte der anthrakologischen Untersuchung im Detail angesprochen werden. Unter welchen Voraussetzungen die Holzkohleanalyse Antworten liefern kann bzw. unter welchen archäologischen Fragestellungen sie besonders hilfreich erscheint, kann nicht generalisiert werden und ist von Fundplatz zu Fundplatz individuell zu prüfen und festzulegen.

Resümierend kann gesagt werden, dass die Analyse der Holzkohle im archäologischen Zusammenhang als „Datenspeicher“ einer vergangenen Zeit zum einen konkrete Hinweise auf den Verwendungszweck von Holz ermöglicht. Zum anderen kann die Holzkohleuntersuchung jedoch zusätzliche Informationen zur Entwicklung eines Standortes durch den Mensch bieten. Veränderungen der Landschaft aus ökonomischen Gründen, wie durch Rodung für Ackerbau oder Weidewirtschaft, können in Kombination mit den Bestimmungen der übrigen botanischen Makroreste und pollenanalytischen Untersuchungen gut erforscht werden. Denn erst die Kombination und die Zusammenarbeit der verschiedenen archäologischen Disziplinen macht eine Differenzierung der Schlussfolgerung im wissenschaftlichen Sinne überprüfbar. Somit kann im Rahmen der momentan verfügbaren archäologischen Möglichkeiten ein deutlicheres Bild der früheren Lebenswelt gezeichnet werden, was uns die Vergangenheit und den Alltag unserer Vorfahren auf lebendige Weise näher bringt. Die Methode der anthrakologischen Analyse reiht sich folglich zweckdienlich in die archäologischen Forschungsmöglichkeiten ein.

Anmerkungen

¹ Hierzu siehe JACOMET/KREUZ 1999, 55–66.

² Diese Aspekte sind exemplarisch und keine vollständige Auflistung.

³ Abzuleiten vom griechischen Wort *antrax*, *-akos* = Holzkohle.

⁴ SCHWEINGRUBER 1990, 204–205.

- ⁵ Online-Bestimmungsschlüssel von HEISS 2010.
- ⁶ Holzkohlestücke werden gebrochen und nicht geschnitten, da durch den feinen Kohlestaub Merkmale für eine Bestimmung nicht hinreichend sichtbar wären.
- ⁷ Siehe Abb. 1.
- ⁸ Eine vollständige Auflistung der Bestimmungsmerkmale für Holz und in welchen Schnittebenen man sie beobachten kann, findet man bei GROSSER, 2007, 1–42.
- ⁹ Für die komplexere Bestimmung von Astholz, Rinde und Wurzelholz können nicht die gleichen Bestimmungsmerkmale wie für Stammholz zu Rate gezogen werden.
- ¹⁰ Die Chancen derartige Spuren festzustellen sind bei subfossil-feucht erhaltenen Hölzern, wie z.B. bei den Mainzer Römerschiffen, größer.
- ¹¹ Der Braunfäulepilzbefall am lebenden oder toten Holz zersetzt Zellulose und verursacht den sog. Würfelbruch. Im mikroskopischen Bild sind die Zellwände deutlich angegriffen und können Riffelungen aufweisen.
- ¹² SCHWEINGRUBER 1990, 204–205.
- ¹³ Botanische Namen nach Oberdorfer 2001.
- ¹⁴ LUDEMANN 1996, 87–118.

Literatur

- FERDIÈRE, A., (Hrsg.), *La botanique – Collection Archéologiques* (Paris 1999).
- GROSSER, D., *Die Hölzer Mitteleuropas – Ein mikrophotographischer Lehratlas²* (Remagen 2007).
- HEISS, A. G., *Anatomie europäischer und nordamerikanischer Hölzer*.
<http://www.holzanatomie.at> [Stand 17.12.2010].
- JACOMET, S./KREUZ, A., *Archäobotanik – Aufgaben, Methoden und Ergebnisse vegetations- und agrargeschichtlicher Forschung* (Stuttgart 1999).
- LUDEMANN, Th., *Die Wälder im Sulzbachtal (Südwest-Schwarzwald) und ihre Nutzung durch Bergbau und Köhlerei*. Mitt. Vers. Forstl. Standortskde. u. Forstpflanzenzüchtung 38, 1996, 87–118.
- OBERDORFER, E., *Pflanzensoziologische Exkursionsflora – Für Deutschland und angrenzende Gebiete* (Stuttgart 2001).
- SCHWEINGRUBER, F. H., *Prähistorisches Holz – Die Bedeutung von Holzfinden aus Mitteleuropa für die Lösung archäologischer und vegetationskundlicher Probleme*. *Academica Helvetica* 2, 1976.

SCHWEINGRÜBER, F. H., Mikroskopische Holzanatomie: Formenspektren mitteleuropäischer Stamm- und Zweighölzer zur Bestimmung von rezentem und subfossilem Material² (Birmensdorf 1990).

Abbildungsnachweis

Abb. 1. GROSSER 2007, 7 Abb. 4.

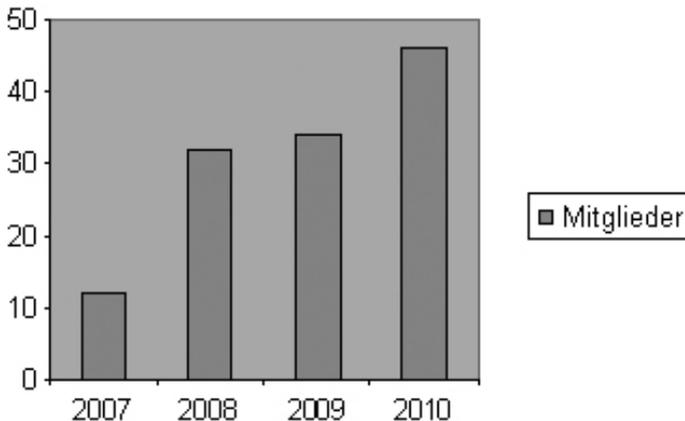
Abb. 2. L. RÜBELING.

Chronik des Vereins von Januar bis Dezember 2010

Am 16. Juli fand die jährliche Mitgliederversammlung im Vorlesungssaal des Instituts für Vor- und Frühgeschichte statt. In dieser Sitzung wählten die acht anwesenden Mitglieder Lisa Rübeling als neue Schriftführerin und nahmen nach einigen Änderungen das Redaktionsstatut für die Vereinszeitschrift an. Als Redaktion für Band 3, 2010 wurden Daniel Burger, Mathias Faul, Timo Lang, Jan M. Richter und Nadine Richter gewählt. Die Homepage wurde im Berichtszeitraum weiterhin von Mathias Faul betreut.

Auf Veranlassung von Rechts- und Präsidialabteilung der Johannes Gutenberg-Universität musste der Verein im September seine Postadresse ändern. Die neue Adresse lautet: Archäologie in Rheinhessen und Umgebung e.V., Postfach 1130, 55001 Mainz.

Erfreulich war die Entwicklung der Mitgliederzahlen. Bis Ende 2010 kann ein Anstieg auf insgesamt 46 ordentliche und fördernde Mitglieder vermeldet werden.



Die Vereinsziele wurden erneut durch verschiedene Aktivitäten gefördert:

Am Römertag Rheinessen fanden mehrere Veranstaltungen mit Vereinsbeteiligung statt. Lisa Rübeling, Judith Unger und Heike Zechner unterstützten das Museum der Stadt Alzey bei der Auftaktveranstaltung am 24. April. Am gleichen Tag waren gemeinsam mit dem „Mauchenheimer LebensArt – Heimat und Kulturverein e.V.“ vier unserer Mitglieder unter der Leitung von Sascha Fücker erneut in Mauchenheim rund um die römische Palastvilla präsent. Am 25. April betätigten sich Lisa Rübeling und Ferenc Kántor unter dem Motto „Eine Reise in den Gallo-Römischen Kult“ gemeinsam mit dem „Geschichtsverein Nierstein e.V.“ am dortigen Sironabad.

Lisa Rübeling und Ferenc Kántor unterstützen auch unter dem Motto „Leben im Mittelalterlichen Nierstein die Gemeinde während des 2. Kinderkulturtages.

Auf eine Anfrage der „Historisch-Archäologischen Gesellschaft Frankfurt am Main e.V.“ konnten mehrere Referenten für die dortige Vortragsreihe vermittelt werden.

Allen Beteiligten sei der herzliche Dank des Vorstands und des Vereins ausgesprochen!

Im März 2010 erschien der zweite Band der „Berichte zur Archäologie in Rheinessen und Umgebung“ in einer Auflage von 200 Exemplaren. Wie auch die erste Ausgabe enthält er Beiträge zu aktuellen archäologischen Forschungen in der Region, aber auch im Hunsrück und Hessen. Besonders hervorzuheben ist die gleichbleibend weite Verbreitung über den Buchhandel und Bibliotheken in Rheinland-Pfalz, Hessen, Bayern, Baden-Württemberg, dem Saarland und Nordrhein-Westfalen.

Ein erster Sonderband ist im Berichtszeitraum noch nicht erschienen. Es befinden sich jedoch mehrere in Planung bzw. Vorbereitung. Wir hoffen, dass im Laufe des Jahres 2011 die Publikationstätigkeit des Vereins hierdurch Zuwachs erhält.

Das im zweiten Halbjahr 2009 begonnene Veranstaltungsprogramm wurde mit den Programmen 2010/1 und 2010/2 fortgesetzt. Zahlrei-

che Mitglieder des Vereins boten insgesamt 13 Veranstaltungen an, die durch Faltblätter, Aushänge und Pressemitteilungen beworben wurden. Die Bandbreite reichte von Aktionstagen für Kinder über Vortragsabende bis hin zu Führungen und Wanderungen. Die behandelten Epochen reichten von der Stein- bis in die Neuzeit. Nicht alle geplanten Veranstaltungen konnten erfolgreich stattfinden, jedoch war die Publikumsresonanz überwiegend positiv. Das Programm wird daher auch im ersten Halbjahr 2011 fortgesetzt.

Der Ende 2009 zum ersten Mal veröffentlichte Rundbrief wurde im Jahr 2010 mit insgesamt sieben Ausgaben fortgesetzt. Er unterrichtet die Mitglieder über das aktuelle Vereinsgeschehen und enthält Hinweise zu den Möglichkeiten aktiver Beteiligung.

Um die öffentliche Präsenz des Vereins weiter zu steigern, verfügt der Verein seit 2. Oktober außerdem über eine eigene Facebook-Seite. Sämtliche Meldungen an Mitglieder und Öffentlichkeit erscheinen auch dort. Innerhalb kurzer Zeit wurde die Seite von zahlreichen Personen besucht. Vorläufig kann also durchaus ein positives Fazit gezogen werden. Es bleibt jedoch abzuwarten, ob und wie sich diese Form der Nutzung von *social-media*-Portalen auswirkt.

Wir können somit auf ein ereignisreiches Jahr 2010 zurückblicken. Auch in dieser Chronik kann wieder vermeldet werden, dass die Planungen für das kommende Jahr bereits angelaufen sind. Abschließend sei nochmals allen Beteiligten und Mitwirkenden Dank ausgesprochen. Wir freuen uns auf einen hoffentlich weiter erfolgreichen Werdegang des Vereins auch im Jahr 2011!

Der Vorstand, im Dezember 2010

Autorenverzeichnis

DANIEL BURGER M.A., Institut für Vor- und Frühgeschichte, Johannes Gutenberg–Universität Mainz.

MATHIAS FAUL M.A., Institut für Vor- und Frühgeschichte, Johannes Gutenberg–Universität Mainz.

PD DR. PETER HAUPT, Mainz.

BETTINA HÜNERFAUTH, Institut für Vor- und Frühgeschichte, Johannes Gutenberg–Universität Mainz.

WIEBKE HOPPE M.A., Institut für Vor- und Frühgeschichte, Johannes Gutenberg–Universität Mainz.

DR. PATRICK JUNG, LVR-Archäologischer Park Xanten.

JUDITH KESSLER MA, Institut für Vor- und Frühgeschichte, Johannes Gutenberg–Universität Mainz.

LISA RÜBELING, Institut für Vor- und Frühgeschichte, Johannes Gutenberg–Universität Mainz.

DR. GERD RUPPRECHT, Direktor Landesarchäologie Mainz, Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz.

JUDITH UNGER M.A., Institut für Vor- und Frühgeschichte, Johannes Gutenberg–Universität Mainz.

MONIKA WAGNER B.A., Institut für Vor- und Frühgeschichte, Johannes Gutenberg–Universität Mainz.

HEIKE ZECHNER M.A., Worms.